Badische Heimat 58 (1978)

Zur Geschichte der Malteser-Kommende in Überlingen 1257–1807

Hermann Schmid, Überlingen/See

Im Jahr 1048, schon vor dem ersten Kreuzzug nach Palästina, erhielten italienische Kaufleute vom ägyptischen Kalifen die Erlaubnis, in der Nähe des Heiligen Grabes zu Jerusalem für die lateinischen Christen eine Bleibe zu errichten. Bald entstand hieraus ein Hospital, das von Benediktinern betreut wurde und in dem kranke Pilger aus dem Abendland Aufnahme und Pflege fanden. Das Hospiz leistete den Kreuzfahrern vorzügliche Dienste, wurde reich beschenkt und machte sich nach einiger Zeit selbständig. Mit Rücksicht auf ihre Hauptaufgabe gab sich die Genossenschaft eine eigene Regel und Tracht. Ihre neu erbaute Kirche wurde Johannes dem Täufer geweiht, der fortan ihr Schutzheiliger war. Sie erhielt 1113 die päpstliche Bestätigung.

Der erste Meister des Ordens, Raimund du Puy, gab ihm als äußeres Erkennungszeichen ein achteckiges Kreuz, das sogenannte Malteser-Kreuz, das seine Träger an die acht Seligkeiten erinnern sollte. Es hat die Gestaltung der europäischen und insbesondere der deutschen Orden und Ehrenzeichen auf das Nachhaltigste bis in unsere Zeit beeinflußt. Noch das Kriegsverdienstkreuz von 1939 weist seine Form auf.

Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzheere traten in die Gemeinschaft der Spitalbrüder zunehmend Ritter ein. Es bildete sich nach dem Vorbild der Templer allmählich ein Ritterorden heraus, der sich neben dem Spitaldienst auch dem Waffendienst zum Schutz der Pilger verschrieb. Im Laufe der Zeit trat der Krankendienst immer mehr zurück und der Kriegsdienst in den Vordergrund. Die Mitglieder erfuhren eine Einteilung in drei Klassen: Ritter, Priester und dienende Brüder. Erstere dominierten im Orden, ihnen oblag seine Leitung. Entgegen dem Usus in den Mönchskommunitäten standen die Kleriker an zweiter Stelle. In der Frühzeit fungierten sie gewöhnlich als Kapläne in den Hospitälern und Ritterhäusern oder standen als Prioren Priesterkonventen vor. Die dienenden Brüder hatten sich im Spital oder gegebenenfalls als Kriegsknechte zu betätigen.

Der Orden, dessen Angehörige bis ins 19. Jahrhundert hinein überwiegend aus Südfrankreich kamen, spielte in den Kreuzfahrerstaaten eine bedeutende Rolle und hat auch in der Geschichte des nachreformatorischen Europas neben dem Deutschen Orden seinen festen Platz. Seine offizielle Bezeichnung war: Milites hospitalis S. Joannis Hierosolymitanis, Hospitaliter des hl. Johannes zu Jerusalem.

Da die Johanniter nach ihrer Vertreibung aus dem Heiligen Land auf der Insel Rhodos ihren Hauptsitz nahmen, waren sie den Zeitgenossen unter dem Namen „Rhodiser" geläufig. Analog trugen sie bis zu ihrem Untergang im Gefolge der Französischen Revolution die Bezeichnung „Malteser", nachdem sie, inzwischen zu einer der bedeutendsten Seemächte des Mittelmeerraums aufgestiegen, 1530 vor der türkischen Invasion auf die Insel Malta ausgewichen waren.

Die Verfassung des Ritterordens zeigt in ihrer vollen Ausbildung ein wohlgeordnetes und festgefügtes Ganzes, eine Art Adelsrepublik. Alle Mitglieder legten die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ab, dazu das besondere Votum der militia Christi. Die Ritterbrüder waren verbunden, den christlichen Glauben und seine Bekenner mit den Waffen zu schützen, und,

Frühes Kommende-Siegel: S'(IGILLUM) DOMUS SA(NCT)I IOHANIS I(N) VBERLIGE. Es befindet sich an einem Kaufbrief vom St. Nikolaustag des Jahres 1320, gemäß dem „wir Bruder Manegold von Nellenburg, Commendur des Huses ze Vberlingen sante Johannes ordens des Hailigen Spitales von Jerusalem un. wir die Brüd. gemainlich alle des selben huses" der Sammlung der armen Leute der Siechen auf dem Berge zu Überlingen die Zinsen in Höhe von drei Pfund aus 45 Hofstätten rechts des Weges nach Aufkirch oberhalb des alten Dorfes übereigneten gegen Zahlung von 47 Pfund und zehn Schillingen Konstanzer Münz. Die Pergamenturkunde trägt als zweites Siegel das des Komturs, das die drei Hirschhörner der Nellenburger, ein kleines Johanniter-Kreuz und folgende Inschrift aufweist: S'(IGILLUM) FR(ATR)IS MA(N)E(G)OLDI D(E) NELLE(N)BURGI
(Original im Stadtarchiv Überlingen).

falls diese ruhten, zum ursprünglichen Hospitaldienst zurückzukehren, die Ordenspriester zur Vornahme aller gottesdienstlichen Verrichtungen in Krieg und Frieden und zur Besorgung des Almoseniers, das heißt, die Finanzen zu verwalten und Almosen zu verteilen. Die dienenden Brüder hatten, wie schon erwähnt, Kriegs- und Spitaldienst zu leisten. Aufgenommen wurde nur, wer ehelich geboren und von tadellosem Lebenswandel war. Für die erste Klasse war seit der frühen Neuzeit eine zum Teil weitgehende Ahnenprobe vorgeschrieben.

Im Verlauf der Kreuzzüge wuchsen dem Orden eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und zahlreiche Besitzungen im vorderen Orient und auch im Abendland zu, was seine Aufgliederung in Länder oder „Zungen" notwendig machte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren es deren acht: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon, England, Deutschland und Kastilien mit Portugal. Jeder dieser Zungen oder Nationen stand ein gewählter Großwürdenträger vor, der im Verein mit den übrigen unter dem Großmeister an der Leitung und Verwaltung des Ordens teilhatte. Die Zungen waren in Priorate und Balleien eingeteilt, erstere wiederum in Kommenden oder Komtureien, insgesamt etwa 700 an der Zahl. Alle wichtigen Dinge wurden vom Generalkapitel am Hauptsitz, regionale Angelegenheiten von den Provinzialkapiteln unter der Leitung der Prioren geregelt, die regelmäßig die einzelnen Kommenden visitierten. Die Einkünfte und Ausgaben der Johanniter verwaltete anfänglich das dem Großkomtur unterstehende Schatzamt. Weil dieses Verfahren wegen der Zerstreuung des Besitzes nicht durchgehalten werden konnte, setzte man später für jedes Ordenshaus eine bestimmte Summe fest, „Kommende" genannt, die jährlich an die Zentrale abzuführen war.

In Deutschland wurden die Johanniter verhältnismäßig spät heimisch, nämlich nach dem III. Kreuzzug in den 1190er Jahren. Rückkehrende Kreuzfahrer machten dem Hospitium in Jerusalem namhafte Schenkungen oder traten selbst ein, sei es in Erfüllung eines Gelübdes hinsichtlich der glücklichen Heimkehr, sei es aus Dankbarkeit für Schutz und Pflege. Ein wesentlicher Beweggrund war auch, an den religiösen Verdiensten und an den Privilegien der Gemeinschaft teilzuhaben, galten die Ritterorden doch gemeinhin als die stärksten militärischen Stützen der Christenheit. Schenkungen in

größerem Umfang setzten sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts fort, so daß zu deren Verwaltung im Bereich des Oberrheins, Nekkars und Mains eine regelrechte Gründungswelle von Kommenden zwischen 1250 und 1300 stattfand.

In diesen Zeitraum fällt auch die Entstehung des Ordenshauses zu Überlingen, des einzigen am Bodenseeufer, das bis zu seinem Ende dem Großpriorat zu Heitersheim im Breisgau unterstellt war.

Die früheste urkundliche Erwähnung der Johanniter stammt von 1257. Gemäß einem nicht näher datierten Schenkungsbrief aus diesem Jahr erhielten sie vom kaiserlichen Kämmerer Heinrich von Bienburg, der kurz darauf die Deutschordens-Kommende zu Altshausen in Oberschwaben gründete, einen Maierhof im Dorf Überlingen (in villa Vberlingen), den dieser als Afterlehen von den Grafen Wolfrad von Veringen und Mangold von Nellenburg hatte. Der freigiebige Stifter entschädigte die Vorbesitzer und das Reich, wodurch der Hof von jeder Lehenspflicht frei wurde. Ein weiteres Mal traten die Ritterbrüder um diese Zeit in Erscheinung, als sie um 1260 vom Konstanzer Bischof Eberhard von Waldburg das Patronatsrecht zu Goldbach (westlich von Überlingen) gegen das zu Hagnau eintauschten.

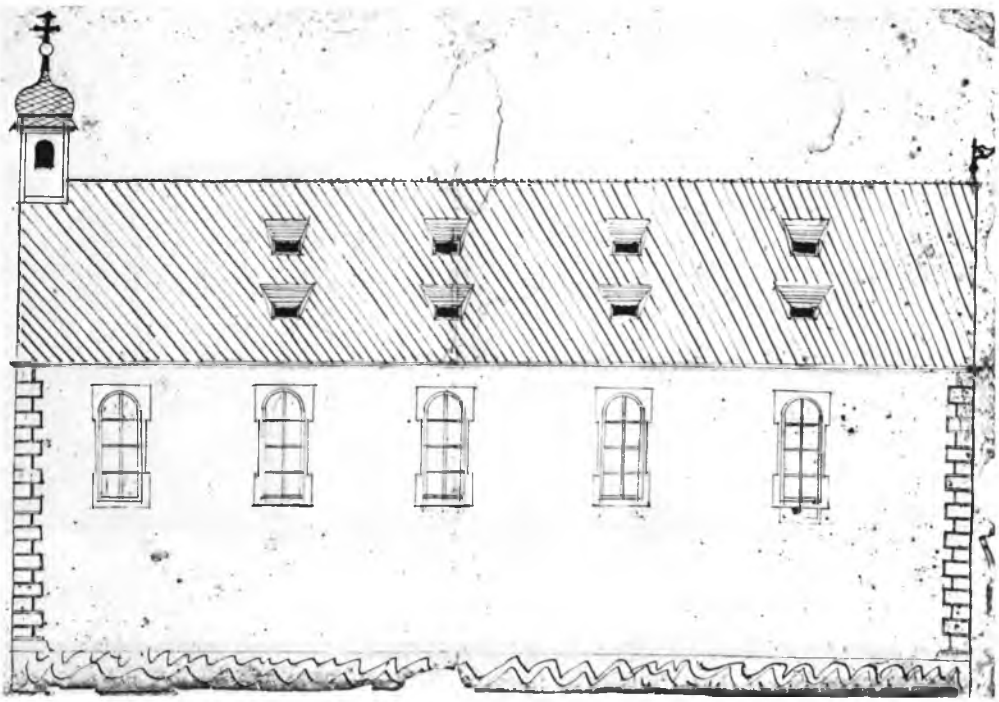
Der Aufenthalt in besagtem Anwesen neben der St. Gallus-Kapelle inmitten anderer Häuser im ,,Dorf" scheint ihren Vorstellungen nicht entsprochen zu haben. Um 1280 errichteten sie im Nordosten der Stadt auf dem nach ihnen benannten ,,St. Johann-Buckel" eine Niederlassung mit einer Kapelle. Damit einher ging die Anlegung von Wehrbauten, was zu ersten schweren Auseinandersetzungen mit den Bürgern der Stadt führte, die den Bau einer Zwingburg vorbereitet sahen.

Kein geringerer als König Rudolf von Habsburg griff ein um zu schlichten. Im Jahr 1282 kam unter seiner Vermittlung ein Vertrag zustande, dem zufolge die Johanniter ihren Sitz zur Stadt hin nie befestigen durften. Die Gemeinde erhielt auf ewige Zeiten das Recht, das durch das Komturei-Gelände zum Obertor und östlichen Stadtturm führende ,,Sandgäßle" zu benutzen.

Siegel des Komturs Freiherrn von zu Rhein aus dem Jahr 1790, zugleich Kanzleisiegel der Kommende Überlingen (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).

Das Johanniter-Haus in Überlingen konsolidierte sich rasch. Ein Zeugenkatalog von 1285 nennt einen Komtur, einen Prior und sechs Ritter. Seine materielle Grundlage erweiterte sich bis ins 14. Jahrhundert hinein ständig durch Schenkungen seitens adliger Familien aus der Umgebung, so unter anderem derer von Hohenfels und Bodman und durch Kauf und Tausch.

Diese Entwicklung wurde erst gebremst durch das Emporkommen des Deutschen Ordens, genauer gesagt, seiner Kommende auf der Insel Mainau. Er stand dem Volke näher als die internationalen Hospitaliter und verringerte deren



Planentwurf eines Kirchenneubaues zu St. Johann in Überlingen aus den 1730er Jahren (Nordwest-Außenansicht). Der Bauplan stimmt mit dem Grundriß von 1810 nicht völlig überein. Gleichwohl wird das 1818 abgerissene Gotteshaus ungefähr dieses Aussehen gehabt haben (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).

Einfluß vielerorts merklich. Bisher eifrige Gönner der Johanniter wandten sich mit der Zeit ganz den Deutschherren zu.
Nicht zuletzt darauf ist die Tatsache zurückzuführen, daß die Kommende auf der Mainau die zu Überlingen überflügelte.
Über den Besitz der letzteren in ihrer Frühzeit können keine genauen Angaben gemacht werden. Fest steht, daß sie über Liegenschaften, Rechte und Gefälle in etlichen Orten des oberen und unteren Linzgaus und der Landgrafschaft Nellenburg verfügte.

Die volle Landeshoheit konnten die Ritter nirgendwo erringen. In Überlingen selbst standen sie unter städtischer Hoheit und erhielten neben dem eingeschränkten Burgrecht das Bürgerrecht erst nach einem langen und zähen Hin und Her im Jahre 1359. Gelegentlich der Erneuerung desselben zu späterer Zeit langte der Stadtfiskus kräftig bei der Steuerveranlagung zu. Zu dem schon erwähnten Goldbacher Kirchenpatronat konnte die Kommunität weitere hinzuerwerben. Sie behielt schließlich neben der eigentlichen Ordenskirche in Überlingen die Pfarrkirchen im unweit gelegenen Andelshofen und in Hoppetenzell im Hegau. Hospitaldienst haben die Johanniter am Ort nie ausgeübt. Das mag nicht zuletzt daran gelegen sein, daß hier seit 1250 die leistungsfähige Spitalstiftung zum Heiligen Geist bestand, der die Pflege Kranker und Armer oblag. Diese bezog im übrigen zeitweilig auch von der Kommende St. Johann Unterstützung. Da bekanntlich in der näheren und weiteren Umgebung spätestens seit Carolus Magnus keine Heiden mehr in Erscheinung traten, waren den Rittern auch nicht Streifzüge gegen solche vergönnt.

So hatte das ritterliche Haus zu St. Johann von Anfang an keine andere Zweckbestimmung, als das Eigentum des Ordens zu mehren, späterhin nach Möglichkeiten zu wahren und den Grundbesitz bzw. die auf ihm haftenden Rechte zu verwalten. Mit dem Nachlassen der Türkengefahr trat offen die Aufgabe in den Vordergrund, Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne des süddeutschen niederen Adels katholischer Konfession zu sein.

Gleichgültig, wer der Kommende bis zu ihrem Untergang oder der Stadt vorstand: die Neigung zu kleinen Händeln und Prozessen scheint beiden Seiten nie gänzlich abhanden gekommen zu sein und stellt, nach den Akten zu urteilen, eine Konstante in den gegenseitigen Beziehungen über die Jahrhunderte hinweg dar.

Über den baulichen Bestand der Anlage, über ihren Grundriß und ihr Äußeres bis 1634, als der große Schwedensturm über die Stadt hereinbrach, können in Ermangelung zuverlässiger Darstellungen überhaupt nur Vermutungen angestellt werden. Auch das Anschauungsmaterial folgender Zeiten ist ungenau und widersprüchlich. Soweit erkennbar, entfaltete die Komturei weder äußere noch innere Pracht und die bauliche Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts spiegelt eher das schrumpfende Vermögen wider – gegenüber den schwerreichen Reichsstiftern am See erreichte der Besitz des Malteser ohnehin nur bescheidene Ausmaße. Da die Gegend dem römischen Glauben erhalten blieb, erlitten sie unmittelbar durch die Reformation keine Verluste. Gleichwohl mußten sie in deren Gefolge einen merklichen Rückschritt erleben wegen der verminderten Spendefreudigkeit von Adel und Bürgertum. Einbußen brachte selbstredend der Dreißigjährige Krieg mit sich. Beim Angriff des Generals Horn auf Überlingen im Frühsommer 1634 lagen die Kommende und der sie flankierende, rechtzeitig vorher verstärkte und heute noch stehende St. Johann-Turm in der Hauptkampflinie. Auch der Überfall württembergischer und französicher Truppen 1643 und die nachfolgende Be- und Entsetzung der Reichsstadt forderten ihren Tribut. Von 1659 rührt die Kunde her, daß eine Feuersbrunst am Platze wütete und schwere Verwüstungen anrichtete.

Im Jahr 1732/33 wurde das neue Ritterhaus, schön und stattlich, errichtet. In diese Zeit fällt auch die Erneuerung der Wirtschaftsgebäude und die Modernisierung der Kirche nach dem Geschmack der Zeit, die wie die Gotteshäuser der örtlichen Mendikanten, der Minoriten, Kapuziner und Franziskanerinnen, keinen eigentlichen Kirchturm hatte, sondern als Ersatz nur einen Dachreiter mit Zwiebeldach und einer Glocke. 1774 stattete man das Bethaus mit einem Hochaltar zu Ehren des hl. Johannes Baptista und mit zwei Seitenaltären aus, die dem hl. Kreuz und der Jungfrau Maria geweiht wurden.

Die Zeit des Ordens, der dem Europa des 18. Jahrhunderts nicht mehr als ein religiöses, sondern als ein rein militärisches Institut galt, neigte sich ihrem Ende zu, in Überlingen wie anderswo. Er ging im Zusammenhang mit der radikalen Umwandlung der deutschen Landkarte als einer Folge der Französischen Revolution zu Beginn des letzten Jahrhunderts unter.

Der Annexion der Reichsstadt Überlingen 1802/03 und der Malteser-Besitzungen am Bodensee 1805/06 durch das Haus Baden verdanken wir ausführliche Unterlagen und damit die genaue Kenntnis der damaligen Verhältnisse.

Als im Herbst 1802, nachdem die Entscheidung über das Schicksal der geistlichen Stände und der Reichsstädte am Reichsdeputationstag in Regensburg gefallen war, sich die Erbfürsten, mit einer Entschädigung für ihre an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Besitzungen bedacht, anschickten, eben diese zu besetzen, erschien auch eine badische Abordnung im westlichen Bodenseegebiet. Sie nahm für den Markgrafen Karl Friedrich unter anderem das Hochstift Konstanz, die Reichsabteien Salem und Petershausen und die Reichsstädte Überlingen, Pfullendorf und Biberach in Besitz. Um sich über Zustand und Beschaffenheit dieser Erwer-

„Bauakkord" bezüglich der Wirtschaftsgebäude der Malteser-Niederlassung aus den 1730er Jahren mit der Berechnung der einzelnen Handwerkerleistungen. Die Planskizze zeigt den geplanten Neubau von der Hofinnenseite (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).

bungen Klarheit zu verschaffen, ließen sich die Kommissare von jeder Ortsobrigkeit zu den jeweiligen kirchlichen, politischen und ökonomischen Verhältnissen Statistiken erstellen. Der Überlinger Magistrat bemerkte zu der Frage, ob geistliche oder weltliche Herrschaften Gebäude im Ort hätten und wozu diese dienten, lapidar: „Die Johanniter-Commende liegt auch in den Ringmauern der Stadt und enthält die Wohnung des jeweiligen Commandeurs und dessen Amtmanns nebst einer Kirche, Torkel, Scheuer und Stallungen". Außerdem wurde mitgeteilt, daß sie in der städtischen Gemarkung nicht unbeträchtliche Reb-, Acker- und Wiesenflächen hatte und im Gebiet von Goldbach und Brünnensbach den Weinzehnten allein bezog. Da das Ordenshaus in Überlingen, wie erwähnt, keine eigentlichen Hoheitsrechte hatte, die Johanniter im übrigen ob ihrer militärischen Verdienste vom Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 ausdrücklich bestätigt wurden, berührte sie der Übergang von Stadt und Landschaft an Baden weiter nicht.

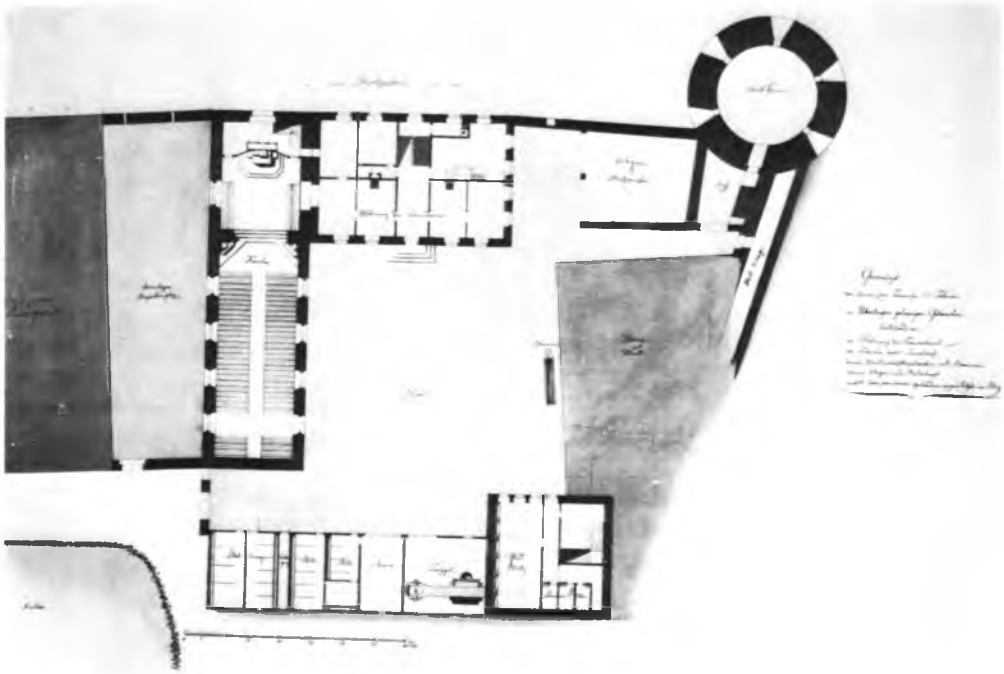
Mit dem siegreichen Ausgang des III. Koalitionskrieges im Spätherbst 1805 für Frankreich und seine Verbündeten – unter diesen Baden, Württemberg und Bayern – änderte sich die Lage schlagartig. Unter Zugzwang gesetzt durch den württembergischen Kurfürsten Friedrich, ließ auch Karl Friedrich von Baden noch vor Unterzeichnung des Preßburger Friedens in den letzten Tagen des Jahres alle Besitzungen der Reichsritter und Ritterorden innerhalb und an den Grenzen seiner Lande in Beschlag nehmen. Am Bodensee waren dies unter anderem die Kommenden Mainau und Überlingen mit ihren Zugehörden. In Überlingen nahm diesen Akt der kurfürstliche Obervogt v. Chrismar am 17. Dezember vor. Der Komtur Franz Thaddäus Freiherr v. Ulm zu Langenstein protestierte in Ansehung des Unvermeidlichen und der tatsächlichen Machverhältnisse nur schwach und beschränkte sich darauf, auf die vom zuständigen Großprior in Heitersheim, dem Freiherrn Ignaz Rink v. Baldenstein, gemachten Rechtsverwahrungen zu ver-

weisen. In der Tat handelte es sich um einen nackten Gewaltstreich. Eine Rechtsgrundlage für die Maßnahme, auch wenn sie als „provisorisch" deklariert war, gab es nicht. Im folgenden fand auch die Besitznahme von Andelshofen und des Hagenweilers statt, wo die Malteser die niedere Gerichtsbarkeit ausübten. Dagegen scheiterte Entsprechendes im Niedergerichtsbezirk Hoppetenzell am Widerstand des K.u.K. vorderösterreichischen Kreisamtes in Stockach. Man mußte es mit einer Benachrichtigung des dortigen Verwalters gut sein lassen. Baden griff in die inneren Verhältnisse der Kommende bis auf weiteres nicht ein, weil es keinen Besitztitel hatte.

Im Falle des Deutschherren-Sitzes auf der Mainau schuf der Preßburger Friede Klarheit: er ging an Baden. Desgleichen das Malteser-Großpriorat und Fürstentum Heitersheim gemäß der Rheinischen Bundesakte vom 12. Juli 1806. Zwar war die Ordensniederlassung Überlingen namentlich in den Traktaten nicht genannt. Die badische Regierung ließ jedoch keinen Zweifel daran, daß sie alle Ritterordensgüter zu behalten gedachte, ungeachtet der Interventionen des bayrischen Königs Max Joseph zugunsten der Malteser. Sonderliche Eile mit der „Organisation" der Kommenden und der Pensionierung deren Vorsteher legte man nicht an den Tag.

In Überlingen vereinnahmte bis ins Jahr 1807 Freiherr v. Ulm, assistiert von seinem Verwalter Balthasar Germann und einigen Gesindleuten, die Geld- und Naturalbezüge des Ritterhauses, durfte allerdings nichts mehr an die Ordenskasse in Heitersheim abführen. Im April dieses Jahres erfolgte endlich die Inventur des Vermögens durch den Staat. Die Schätzung al-

Grundriß der ehemaligen Malteser-Kommende aus dem Jahr 1810. Wenige Jahre später fiel die Kirche dem Unverstand der Zeit zum Opfer. Abgebrochen wurden auch die Ökonomiegebäude und der Holzschopf (Original im GLA Karlsruhe).



Das ehemalige Malteser-Haus zwischen dem St. Johann-Turm und dem 1880 eingestürzten Oberen Tor in Überlingen – von Norden gesehen (Aquarell von Karl Neser, Überlingen; im Besitz des Verfassers).

ler Liegenschaften im Badischen, darunter ein Wirtshaus mit Taferngerechtigkeit in Andelshofen, ein Rebgut in Altheim, Felder und Wälder, die zum größten Teil auf fünf und mehr Jahre verpachtet waren, und Erb- und Schupflehen, belief sich auf nahezu 122 000 fl. Die Fahrnisse und Kapitalbriefe waren nicht mehr als 3500 fl wert. Der Schuldenstand betrug 3000 fl. Er rührte vom letzten Krieg her. Die Reineinkünfte betrugen nach Abzug der Lasten und Löhne 3000 fl im Jahr. (Zum Vergleich: Das Dominikanerinnen-Kloster zu Meersburg, das zu dieser Zeit als einer der wohlhabendsten Mendikantenkonvente des Bodenseegebiets ebenfalls in die Verfügungsgewalt Badens kam, verfügte über eine Vermögensmasse von rund 100 000 fl).

Da das Pfarrdorf Hoppetenzell als Bestandteil Vorderösterreichs durch den Preßburger Frieden an Württemberg gekommen war, wurde diese Besitzung getrennt aufgeführt. Die Malteser hatten hier einen Verwalter (zugleich Justizbeamter) und eine sehr beschränkte Niedergerichtsbarkeit gehabt, ferner alle Güter als Erblehen, eine Zehntscheuer und den Pfarrhof. Das Gesamtvermögen im Württembergischen schätzte die badische Provinzregierung in Meersburg auf etwas mehr als 34 000 fl, die Reineinkünfte auf 1650 fl.

Abgesichert durch die Rheinbundakte, verlangte der Komtur zu Überlingen, falls ihm die Revenuen der Kommende entzogen würden, eine Jahrespension von 2500 fl an Geld sowie einige Naturaldeputate, freie Wohnung und Gartennutzung. Er ließ durchblicken, daß er seitens Badens mit einem Jahresbetrag von 1100 fl zufrieden wäre, da ihm der König von Württemberg die Hoppetenzeller Einkünfte bis zu seinem Lebensende garantiert hatte. v. Ulm, der 28 Jahre unter österreichischen Fahnen gedient, dann wegen schweren Verwundungen quittiert und um die Jahrhundertwende in Überlingen die Nachfolge des Komturs Freiherrn von zu Rhein angetreten hatte, stand bei den badischen Behörden in gutem Ansehen. Seinem Wunsch wurde stattgegeben. Unterm 26. September 1807 beendete das Finanzdepartement in Karlsruhe auf Geheiß des Großherzogs formell die Verwaltung und Nutznießung der Kommende-Güter durch den Kommandeur, nachdem sie schon am 17. Juli 1806 provisorisch dem landesherrlichen Obervogteiamt am Ort unterstellt worden waren, pensionierte denselben und übernahm den Verwalter und die Domestiken in Staatsdienste. Den Säkularkleriker Durcht, sowohl Pfarrer in Andelshofen wie auch an der Kirche zu St. Johann, der nach Ansicht der Regierung vom Orden nicht standesgemäß ausgestattet gewesen war, vertröstete man hinsichtlich einer besseren Versorgung bzw. Stelle auf spätere Zeiten.

Damit hatte diese Niederlassung der Malteser nach einem 550jährigen Bestand unwiderruflich ihr Ende gefunden. Freiherr v. Ulm blieb am Ort. Er starb am 13. Juli 1813. Das Andenken an ihn war in der Einwohnerschaft so stark verwurzelt, daß noch ein halbes Jahrhundert später das St. Johann-Schloß gemeinhin als Ulm'sches Haus bezeichnet wurde.

Das großherzogliche Domänenärar, das die Eigenbewirtschaftung der verstreuten Liegenschaften scheute, trennte sich noch 1807 mittels Versteigerung von einem guten Teil derselben. Die Gerichtsbarkeit über Andelshofen ging endgültig an die Landesherrschaft über, und die Bauern hatten von nun an ihre Abgaben ihr zu leisten. Noch einige Jahre blieb die merkwürdige Regelung aufrecht erhalten, daß diese ihre Trauben im Kommende-Torkel pressen lassen mußten.

Das Pfarrdorf Hoppetenzell fiel Ende 1810 im Rahmen eines Staatsvertrages an Baden.

Die Abkehr des Ritterordens von seiner ursprünglichen Verfassung und Aufgabenstellung und seine allmähliche Verweltlichung, die sich zwangsläufig durch den Vorrang der ritterlichen Laien vor den Priestern einstellen mußte, zeigt das Personal des Überlinger Hauses um 1800 beispielhaft auf: außer dem Komtur, der ein Leben lang Soldat gewesen war, nur ein weltlicher Verwalter, einige Bedienstete und ein weltlicher Pfarrvikar, der über sein schlechtes

Auskommen klagte. Zudem machen die Erhebungen der badischen Fiskalisten den Vermögensverfall des Ritterhauses seit dem ausgehenden Mittelalter deutlich. Einen standesgemäßen Unterhalt für eine Kommunität, wie sie gegen Ende des 13. Jahrhunderts am Ort bestanden hatte, wäre die Kommende um 1800 zu leisten nicht mehr im Stande gewesen. Hand in Hand mit ihrer Entwicklung zum reinen Adelsspital läßt sich eine Minderung des Besitzes und der materiellen Leistungsfähigkeit beobachten, die nicht von ungefähr kam und – im Vergleich zu vorreformatorischen Zeiten – überhaupt nur noch die Erfüllung bescheidener Aufgaben erlaubte.

Nach dem Tod v. Ulms war die Komturei frei verfügbar. Sie nahm die landesherrliche Forstinspektion und einen Angehörigen der Domänenverwaltung auf. Der mehrgeschossige Speicher diente zur Aufbewahrung der dem Staat zustehenden Lehensgefälle und war wegen seiner seenahen Lage geschätzt, da das Korn ohne großen Aufwand verschifft werden konnte.

Im Jahr 1818 erfuhr die Anlage einen schweren Eingriff in ihre Bausubstanz. Die Kirche, schon seit einem Jahrzehnt, weil „ohne Nutzen", geschlossen, wurde abgebrochen, desgleichen die südlich vom Haupthaus befindlichen Ökonomiegebäude. Auf der frei gewordenen Fläche und dem an die Kirche angrenzenden Friedhof legte man einen schönen Park an.

In den 1830er Jahren trennte sich der Großherzog von diesem Besitz, den er zuvor durch den Zuerwerb des Turms und zweier der Stadt gehörenden Schanzen noch arrondiert hatte. Seither befindet sich die ehemalige Kommende zu St. Johann, äußerlich weitgehend unverändert, im Eigentum Privater. Sie prägt die Silhouette Alt-Überlingens entscheidend mit und von ihrem Park aus bietet sich heute wie früher die schönste Aussicht auf Stadt und See. Versuche in jüngster Zeit, das Areal durch kommerziell zu nutzende Neubauten zu verunstalten, konnten einstweilen abgewehrt werden. Bleibt zu hoffen, daß es eines Tages die öffentliche Hand erwirbt, um es der Allgemeinheit zugänglich zu machen, wozu sich in jüngerer Zeit schon einmal die Gelegenheit geboten hätte.

Anmerkung:

Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Johanniter-/Malteser-Kommende in Überlingen aus unserem Jahrhundert existiert nicht. Da wir über deren Frühzeit verhältnismäßig gut durch die Urkundenpublikationen Roth v. Schreckensteins unterrichtet sind, sieht sich der Verfasser veranlaßt, im Vorgriff auf eine eingehende Untersuchung des Endes der Ritterorden in Baden den letzten Jahren dieses Ordenshauses vermehrte Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. An Archivalien wurden benutzt:

1. Aktenstücke des Stadtarchivs Überlingen, die Johanniter am Ort betreffend.
2. Aktenstücke des Generallandesarchivs in Karlsruhe, und zwar der Abteilungen 48 (Großherzogliches Haus- und Staatsarchiv III. Staatssachen), 225 (Akten Überlingen Stadt), 229 (Spezialakten der kleineren Ämter und Städte und der Landgemeinden), 237 (Finanzministerium), 314 (Verwaltungshof) und 391 (Forst- und Domänendirektion).

Gedruckte Quellen und Literatur:

1. Baumann, F.L., Die Territorien des Seekreises 1800, (Badische Neujahrsblätter, hgg. v. d. Bad. Hist. Kommission, 4), Karlsruhe 1894.
2. Rödel, W.G., Das Großpriorat Deutschland des Johanniter-Ordens im Übergang vom Mittelalter zur Reformation, Köln² 1972.
3. Schmid, H. a) Die Säkularisation der Ordenshäuser in Überlingen in den Jahren 1803–1820, in: Schrr VG Bodensee 94/1976, S. 69ff.
b) Die Säkularisation der Klöster in Baden (Diss. phil. Freiburg 1977), Teil 1, in: FDA 98/1978.
4. Schreckenstein, K.H. Frhr. Roth v., Die Johanniter (Maltheser) Commende in Überlingen, in: ZGO 29/1877, S. 129ff. u. 32/1880, S. 167ff.
5. Staiger, X., Die Stadt Ueberlingen am Bodensee sonst und jetzt mit ihrem Bade und ihrer nächsten Umgebung, Überlingen 1859.
6. Stengele, B., Linzgovia Sacra, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Klöster und Wallfahrtsorte des jetzigen Landkapitels Linzgau, Überlingen 1887.
7. Telle, W., Die Überlinger Befestigungen, in: Schrr VG Bodensee 54/1926, S. 142ff.
8. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. 6, Freiburg² 1889, Art. Johanniter.
9. Wienand, A. (Hg.), Der Johanniter-Orden. Der Malteser-Orden. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem, Köln 1970.

Stadt Allensbach

Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Stadtwerdung und Stadtentwicklung

Julius Boltze, Allensbach

Um 998 verlieh Kaiser Otto III. dem Abt Alawich II. das Markt- und Münzrecht für Allensbach, das einen Donnerstag-Wochenmarkt gestattete und das Recht, reines Silber zu münzen. Dieses Markt- und Münzrecht wurde wenig genutzt. Es kann also nur von einem Marktflecken Allensbach und nicht von einer Stadt gesprochen werden. So sah es aus, als Abt Ekkehard von der Reichenau in der heute noch erhaltenen Urkunde vom 2. Mai 1075 das Allensbacher Markt- und Münzrecht[1] erneuerte. Der Reichenauer Abt war Marktherr, und der Marktfriede wurde in der Urkunde gesichert.

Bereits 947 hatte Kaiser Otto I. St. Gallen für Rorschach durch königliches Privileg Markt- und Münzrecht verliehen, da dies für die Italienfahrer günstig und für das Kloster erforderlich war. Die Einnahmen aus Markt und Münze kamen der Abtei zugute. Dies war die älteste Verleihung am Bodensee vor derjenigen von Allensbach, und Rorschach entwickelte sich so zur Stadt. 999 erhielt Graf Berthold, ein Vorfahr der Zähringer, das königliche Marktprivileg für Villingen.

Die eigentlichen Anfänge des Städtewesens in unserem Raume liegen sonst im 11. und 12. Jahrhundert, wo es sich anders entwickelte als im Raume Rhône-Italien und im Raume Flandern-Niederrhein.

Die mittelalterliche Bedeutung der Märkte des Bodenseeraumes lag einmal in der Wichtigkeit der Bündnerpässe bis zur Öffnung des Gotthardpasses (1220er Jahre), dann in den Verkehrswegen in Richtung Osten (Bayern), Norden und Westen (Straßburg, Basel) sowie in der infolge des Verfalls der Landstraßen zunehmenden Wichtigkeit der Wasserwege (See). Zudem waren im 10. Jahrhundert Konstanz und Zürich wesentliche Haltepunkte für die Deutschen Könige auf ihren Italienzügen, bis der königliche Reiseweg zum Brenner über Augsburg verlegt wurde.

Typisch für den Markt im 11. Jahrhundert ist Allensbach. Nicht der Handel stand im Vordergrund; er war schon zuvor möglich. Auch der rechtliche Schutz der Kaufleute gegen Beraubung brauchte nicht neu bescheinigt zu werden; er war schon vorhanden. Der Marktfriede hatte den Sinn, den den Markt besuchenden Kaufleuten für die Dauer des Marktes einen rechtlichen Spielraum zu sichern, wobei die allgemeine Rechtsordnung zu Gunsten der kaufmännischen Entwicklung des Marktes durch Königsprivileg durchbrochen wurde. Das bedeutete den Schutz der Kaufleute vor marktherrlichen Beamten, so wie dies in den damals wenigen großen Städten war. Für all die Leute, die ihre Waren z.B. Schweine, Eier, Obst, Wein, Sicheln usw. zum Markte brachten, wurde ein Geleitfriede verbrieft, ausdrücklich wie in den Städten Mainz, Worms und Konstanz. Das Friedensbanngebiet war genau bezeichnet und reichte soweit, wie der Marktbann reichte. Selbstverständlich war auch der Marktzoll eine Einnahmequelle der Abtei.

Der Allensbacher Marktbezirk auf dem Festlande fiel zusammen mit dem Ortsetter. Die Kaufleute unterstanden dem Marktrecht. Daneben waren die Bauern, die dem Hofrecht, d.h. dem Recht des Grundherrn, hier dem Recht des Abtes, unterstanden. „Die Bewohner von Allensbach setzten sich aus den Hörigen des Klosters, die Acker- und Rebbau und wohl auch die Schiffahrt betrieben, und aus den Marktinsassen, Ackerbürgern, Handwerkern, Krämern und Fischern zusammen."[2] Das Al-

lensbacher Marktgericht, nach dem Muster von Konstanz und Basel, war strafrechtlich zuständig für Diebstahl, Raub, Bedrohung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch usw., und zivilrechtlich war es zuständig für Streitfälle in Handelssachen, Preisüberwachung und Prüfung der Waren. Der Reichenauer Abt dachte sicher an den Erfolg seines Vaters, des Grafen Burkard v. Nellenburg, mit dessen Schaffung von Markt und Münze zu Schaffhausen 1045, als er das Allensbacher Markt- und Münzrecht 1075 erneuerte. Offenbar wollte er auch die Überschüsse an Naturalien absetzen, die als Steuerabgaben der Abtei zugeflossen waren, ohne daß andere Märkte den Rahm (Zollzahlungen) abschöpfen konnten.

Auch der 1075 erneuerte Allensbacher Markt erfüllte die Erwartungen nicht, so daß 25 Jahre später daneben im Jahre 1100, also zum 12. Jahrhundert, der Weiler Radolfzell zum Markt ohne Münzrecht erhoben wurde.[3] Abt Ulrich bestimmte ein Stück Land um die vorhandene Fronhofkirche als Friedensbanngebiet. Maßnahmen, die im Allensbacher Marktrecht sich nicht bewährt hatten, wurden erleichtert. Zum Radolfzeller Marktrecht gehört im Gegensatz zu Allensbach, wo die Kaufleute nicht seßhaft zu sein brauchten, eine direkte Siedlung für Kaufleute, die Grundlage für ein bürgerliches Gemeinwesen. Gleichzeitig zeigen sich Ansätze einer ständischen Vertretung der Kaufleute gegenüber dem Marktherrn.

Sicher ist das Allensbacher Münzrecht vor 1075 nicht ausgeübt worden. Münzen späterer Zeit wurden bisher wohl nicht gefunden. ,,Schöttle, Das Münz- und Geldwesen der Bodenseegegenden im 13. Jahrhundert (Numismatische Zeitschrift 1909 S. 196f.), legt die Halbbrakteaten mit Buchstaben A aus dem Fund von Steckborn nach Allensbach, die Dannenberg und Roller nach St. Gallen bzw. nach Konstanz weisen." (Auskunft Dr. F. Wielandt), Die in der Urkunde von 1489[4] genannte ,,Allensbacher Währung" bedeutet lediglich die damals gängige Münze. Das waren vorwiegend oberschwäbisch-konstanzische und schweizerische Gepräge. Erst 1240 erhielt Radolfzell das Münzrecht. Das war eine neue Verleihung und keine Verlegung des Allensbacher Münzrechts nach Radolfzell. (Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Freiburg in der Tradition der Marktgründungen von Allensbach 1075 und Radolfzell 1100 steht und daß auch Schaffhausen in diese Reihe zu gehören scheint."[5]

Vom Tage der Verleihung eines Marktrechtes an müssen wir, falls der eigentliche Zweck der Marktgründung ernstlich angestrebt und Selbstverwaltung vorhanden ist, von einer Stadt sprechen. Dies soll für Allensbach bewiesen werden. Allensbachs Marktrecht war von Anfang an mit dem Münzrecht verbunden. Erst im 12. Jahrhundert ist eine kaufmännische Bürgergemeinde eine der Voraussetzungen der Stadteigenschaft. In diesen Zeiten gibt es noch keine Stadtrechtsverleihungen. Man kann nur von einer Stadtwerdung sprechen. Albert[6] erkennt Radolfzells Stadtwerdung erst 1267 nach Einverleibung des Kell- oder Fronhofes, der damaligen Burg, an.

Im Hochmittelalter waren gelegentlich auch reine Dörfer umwallt, jedoch ist eine Stadt ohne Befestigung in der damaligen Zeit kaum denkbar. Die Bezeichnung ,,oppidum" für Allensbach in der Urkunde 1075 besagt, daß eine Befestigung vorhanden war. Mit diesem Worte bezeichnete man sowohl Städte wie auch befestigte Märkte. Hierbei konnte es sich um eine Umwehrung, um Wall und Graben mit oder ohne Pallisadenwerk (Tullen), handeln. Festungseingänge (Tore) waren bewehrt. Auch eine Ummauerung ist denkbar. Drohte einer befestigten Ortschaft die Gefahr eines Überfalls, so wurden die Wälle mit Pallisaden versehen. Nur mit Wall und Graben nebst gemauerten Stadttoren ausgerüstet waren z.B. in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Bodenseestädte Arbon und Gottlieben, noch anfangs des 14. Jahrhunderts Steckborn. Für Villingen wurde 1119 die Befestigungsanlage in einheitlicher Form in Bau genommen.

Noch heute kann man feststellen, daß beim Bau mancher Häuser in Allensbach Trümmerwak-

ken verwendet wurden, die möglicherweise von irgendeiner Befestigung stammen. Die Urkunde von 1075 beschreibt das Friedensbanngebiet des alten Marktes: ,,Die Grenzen dieses Bereichs laufen im Osten dort, wo der Wald zum Azenhus hinüber reicht (also etwa am heutigen Mühlbach), im Süden in der Mitte des Sees, im Westen an der Mauer (murus caenolentus) in Richtung nach (ad) Husen liegend, im Norden beim Bächlein Swarzanbach (heutiger Stadtgraben)." Somit haben wir im Westen eine Mauer etwa beim heutigen ,,Adler", wo vor Jahren noch der Stadtgraben war, die schon vor 1075 bestand und erneuert werden mußte, Gallus Zembroth schildert in seiner Chronik[7] 1640: ,,Sie haben den Flecken von dem Tor zu hür (im Original undeutlich geschrieben, wohl Flurname) auf dem Graben herum bis über Ammanns Haus, hinter dem Hause des seligen Bürgermeisters Harder und dem Frühmeßhaus hinab gegen den See zu verschanzt und eine zweifach mit Schanzpfählen besetzte Brustwehr errichtet. Die Tore haben sie mit Schranken, Schlagbäumen und Gattern versehen . . ." 1640 ging die Verteidigung in diesem Falle nach Westen. Somit ergibt sich folgende Reihenfolge der Aufzählung: vom Tor zu hür = Resthelins Thor, unterhalb des bisherigen Postamtes, am nördlichen Stadtgraben entlang von Ost nach West hinter dem Hause des Ammanns, dann dem Hause des Bürgermeisters Harder und dem Frühmeßhaus. Von dort ging die Befestigung etwa im rechten Winkel nach Süden am Stadtgraben entlang, wo 1075 die Mauer bei Husen genannt ist, an den See. Das Frühmeßhaus muß an der Ecke Nord-West ebenfalls zur Verteidigung eingerichtet gewesen sein. Noch vor einigen Jahren zeigte das Haus Radolfzellerstraße 10 an einem Vorbau eine Armbrustschießscharte. (Armbrustscharten ca. 1200–ca. 1430). Somit haben wir die Befestigung im Norden und Westen belegt. Im Süden bot wohl der See Schutz (von früheren Mauerresten wird erzählt), und es bleibt nur noch der Osten offen. Zembroth schreibt 1642: ,,Als sie aber über die Schießmauer und vor den Flecken hinauskamen, hat man sie von der Reichenau aus erkannt und hat gleich Alarm gegeben . . ." Somit haben wir am Stadtgraben im Osten ebenfalls eine Mauer.

Weber nennt folgende die Stadttore betreffende Flurnamen: Das ,,Resthelins Thor" / vor 1400, ,,Bei dem Oberthor" /1461 (beim heutigen ,,Adler") mit Zugbrücke ,,vor der Prug" /1520. (Heute noch heißt der Ortsteil zwischen Gasthaus Adler und Holzgasse ,,Bruck"). Die Seetorgasse ist 1718 erwähnt. Der Stadtgraben führt heute noch diesen Namen.

1545 schreibt *Johannes Stumpf* in seiner Schweizer Chronik (II, Bl. 68b): ,,ein gar alts stättle Almanspach / yetzt Alenspach / genennt" – Bald darauf schreibt der Konstanzer Chronist *Gregor Mangold*: ,,In dieser gelägenheit ligt ein zergangens stättlin Almanspach / so man yetz nennet Alanspach / von deren das sprüchwort Alanspach die statt / Ulm das Dorff: (nämlich eines der vier Dörfer des ,,hailigen Richs") item das dorff Almansdorff / welche baide von den Alemannis / so sich dasselbst nidergelassen / jren namen habend." – Wohl in Anlehnung an diese Schilderung schreibt *Matthäus Merian* 1643: ,,Almanspach / von theils Alenspach genant / ein gar altes / aber nun fast zergangenes Stättlin / am Bodensee / zwischen Rattolffszell / und Constantz gelegen." In der Ausgabe von 1667 aber schreibt *Merian*: ,,Almenspach / jetzt Alenspach / und Alendorff / ist ein gar altes / aber nun zergangenes Stättlin / am Bodensee." – Ein Schaffhauser berichtete 1781 von seiner Reise: ,,Nachmittags Allemensbach, ehemals ein Städtlein." – 1813 schrieb *J. B. Kolb* in seinem Lexicon von dem Großherzogtum Baden: ,,In älteren Zeiten war Allensbach eine Stadt, und noch jetzt sind die Stadttore als Überbleibsel davon sichtbar." – C. L. Fecht schrieb 1820: ,,. . . Allensbach, einem hart am Untersee gelegenen ansehnlichen Dorfe, das früher eine Stadt war, wovon die Überbleibsel der Stadttore noch jetzt sichtbar sind." – *Gustav Schwab* schrieb 1840: ,,soll früher eine Stadt gewesen seyn, von der man

noch Überbleibsel der Thore sieht." – In *Eugen Huhn,* Das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1841 steht: ,,aber gewiß war es schon früher blühend, und ein Marktflecken, der mit Mauern und Thoren umgeben war, wovon man noch heute Überreste sieht . . . Daß Allensbach früher eine Stadt war, darauf deutet auch der Umstand hin, daß noch der Graben oberhalb des Ortes ,,Stadtgraben" genannt wird." – *C. W. Schnars* schreibt 1856: ,,es soll früher ein Städtchen gewesen seyn, dessen Thorüberreste noch in schwachen Spuren vorhanden." – In seinem Führer durch die Stadt Konstanz und deren Umgebung schrieb 1864 *J. Marmor:* ,,Allensbach, altes Dorf, Eisenbahnstation, früher Städtchen, mit theilweise noch sichtbaren Ringmauern." – *Fr. H. C. Staiger,* Die Insel Reichenau im Untersee, berichtete 1874 ,,Allensbach war nämlich schon seit längerer Zeit eine Stadt. Mehrere Urkunden im Stadtarchiv Konstanz nennen sie Stadt; auch kommt ein Stadtammann Hans Gogel zu Allensbach vor. Er schrieb sich von Gewalts wegen des Abts Johann ‚Stadtammann zu Allenspach'." – In seinen Urkunden-Auszügen zur Geschichte der Stadt Konstanz schrieb *J. Marmor* 1875: ,,Noch im 19. Jahrhundert war es mit einer Mauer umschlossen und hatte ein Thor." – Diese Zitatenreihe könnte bis zur Gegenwart fortgesetzt werden, bis zum Grieben-Reiseführer und zum Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Band VI: Baden-Württemberg.

Es steht also fest, daß Allensbach schon von Anfang an als Markt und Stadt mit Befestigungen (hauptsächlich Mauern) umgeben war und 3 Stadttore hatte. Seine schnelle Einnahme im Bauernkrieg 1525 ist kein Beweis für eine unzureichende Befestigung.

Tatsache ist, daß der Allensbacher Markt nie eine bedeutende kaufmännische Rolle spielte. Natürlich waren die Konkurrenz des Marktes von Konstanz und ab 1100 die von Radolfzell, sowie das geringe Hinterland auf dem Bodanrück großenteils daran schuld. Äußere Ereignisse waren weiterhin von Einfluß, so der 1075 ausgebrochene Investiturstreit, unter dem das Städtchen sehr zu leiden hatte, und die Hungersnot 1146. Der Krebsschaden lag im Marktrecht von 1075 selbst. 3 mal im Jahre durften je 14 Tage lang kein Wein und keine sonstige Ware verkauft werden, bis die Abtei ihren Weinvorrat etc. verkauft hatte. Dies war durch strengste Strafandrohungen gesichert. Da aber die Allensbacher überwiegend Winzer waren, Winzer und Ackerbauern nicht Kaufleute werden durften, und auswärtige Händler von den Märkten Konstanz und nach 1100 Radolfzell angezogen wurden, war der Bedarf gedeckt, oft bevor die Allensbacher ihre Erzeugnisse anbieten konnten. Außerdem war ja vorwiegend die örtliche Bevölkerung zum Markte zugelassen, und eine bäuerliche Ortschaft des 11. Jahrhunderts war nicht in der Lage, einen lebensfähigen Markt mit Verkehrswegen zu gestalten. Auswärtiges Kapital konnte so kaum herangezogen werden. Bestimmungen über die Erbfolge der Kinder von Marktgenossen fehlten. Dazu bestimmten die Vorschriften zur ,,Erbschaftssteuer" von 1397, ein Einwohner, ,,der nit nachjagenden Herren hätt", solle der Abtei fallpflichtig werden, sofern er nicht innerhalb Jahr und Tag von seinem Herrn zurückgefordert wird. So sind wohl auch noch nach dem Sprichwort ,,Luft macht eigen" (d. h. Stadtluft macht leibeigen) aus Freien Leibeigene geworden. Somit konnte aus den Ortsansässigen kein lebensfähiger Kaufmannstand entstehen, und Allensbach ist das Beispiel dafür, wie wenig man die neuen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten des endenden 11. Jahrhunderts einzuschätzen wußte, was schon daraus ersichtlich ist, daß die Abtei nicht wie die Zähringer und etwas weniger die Staufer, die Weberei als besonders wichtig erkannte und deren Erzeugnisse für den Markt heranzog.

Trotzdem war Allensbach Stadt. Schon um 724 hatte es Karl Martell St. Pirmin tatsächlich als Fährstützpunkt geschenkt. Hier sammelten sich die Zehntgüter (weshalb auch eine Befestigung sein mußte) und hier war der wichtige

Durchgangsplatz für zahlreiche hohe geistliche und weltliche Würdenträger für die weithin wesentliche Abtei. Diesen Zweck erfüllte Allensbach vollständig. Es lag an der Durchgangsstraße ,,von Rom und Venedig über Vorarlberg und den Bodensee nach dem Herzen Deutschlands."[8] Gewiß hat sich der Allensbacher Markt nie zu einer kaufmännischen Blüte entwickelt, doch blieb er am Leben, die Befestigungen waren vorhanden und ebenso eine Selbstverwaltung.

Entscheidend ist auch, daß in Urkunden die Bezeichnung als Stadt tatsächlich laufend vorkommt.

1163 tritt ein Ammann als Marktrichter auf, 1240 war ein Fridericus miles scultetus erwähnt, der 1257 Minister genannt wird. 1343 nimmt Abt Eberhard ein Darlehen von 700 Mark Silber auf und verpfändet Städte, darunter Allensbach. 1372 und 1381 ist ein Stadtammann genannt, während ,,der Stadt Allensbach Leut und Güter" 1380 schon für 4080 Pfund Heller versetzt worden waren. 1399 erscheint wieder die Bezeichnung ,,oppidum". 1428 erscheint ein ,,Stattaman", der 1445 eine Stiftung für den von der Bürgerschaft gewählten Frühmesser zu Allensbach mit seinem Siegel beurkundet. In Urkunden von 1430, 1474, 1478, 1479 und 1489 ist von einem Stadtammann zu Allensbach die Rede. Anläßlich der Trennung Allensbachs von der Pfarrei Niederzell verfügt Abt Johannes, daß ,,aus Kappel in unserer Stadt Allensbach eine eigene Pfarrei aufgerichtet" wird. Eine Urkunde von 1489[4] nennt den Stadtammann und einen geschworenen Stadtknecht. 1520 wird vom Bürgermeister und der Stadt Allensbach berichtet. Am 22. 5. 1525 meldet der Überlinger Rat seinem Bürgermeister Hans Freyburger, daß die aufständischen Bauern das ,,stättlin Allenspach eingenommen" haben, und Urkunden des 17. Jahrhunderts beginnen mit: ,,Wir Amann, Bürgermeister und Rat der Stadt Allensbach tun kund . . . – Weber nennt die Flurnamen ,,der Stadtberg,,/1477, ,,ob der Stadt,,/1502, ,,vor der Statt,,/1540 und ,,am alten Stattgraben,,/1578.

Die Länge des befestigten Gebietes betrug ca. 360 m und die Breite ca. 120 m. Die außerhalb Wohnenden retteten sich in Notzeiten in die Befestigung. ,,Die Anlage des Städtchens geschah in der üblichen Weise. Zu beiden Seiten der verbreiterten Landstraße, die als Markt diente, standen geschlossen gebaut die Häuser . . . Seit dem 15. Jahrhundert stand die Kirche, von der heute noch der untere Teil des Turmes bis zum Achteck erhalten ist, als Beschluß des Marktes auf der Nordseite des Kirchhofes. Seewärts ging eine Gasse zur Fähre"[9]. Im Stadtinneren sind nach Weber die Flurnamen ,,am Markht,,/1480, und das ,,Räthus,,/1478 und 1480, sowie ,,der Turn,,/1351, der nach seinem Bewohner Ammann Federlin ,,Vederlins thurn,,/1502 genannt wurde. An dasselbe Bauwerk, das in heutigem Sprachgebrauch die Dienstwohnung hoher Beamter der Abtei war, erinnern die Flurnamen ,,Burgakker,,/1468 und ,,Burgberg,,/1544.

Vermutlich befand sich auch die Rats- oder Stadtschule, die also mindestens bis zur Zeit der selbständigen Pfarrei Allensbach eine städtische und nicht eine kirchliche Einrichtung war, im Stadtinnern. In ihr wurde auch Cicero gelesen, und namhafte Beamte sind im Laufe der Jahrhunderte aus ihr hervorgegangen. – Das Spital lag ursprünglich ganz nahe am See, so daß sein Zutritt bei Hochwasser erschwert war. Dazu gehörte noch im 16. Jahrhundert ein Anwesen mit Haus und Torkel, die aber verbrannten, und deren Trümmer 1567 von der Gemeinde verkauft wurden.

Weiter befand sich im Stadtinnern im 15. und 16. Jahrhundert eines der beiden Gefängnisse der Abtei, hauptsächlich für Untersuchungsgefangene, das 1544 als das ,,hochfürstliche Gefängnis zu Allensbach" bezeichnet wurde. – In der Stadt wirkten ein heilkundiger Bader (ehrsamer Meister) und später ein geprüfter Arzt. Die 1640 niedergerissene Badstube befand sich wohl auch in der Stadt. Lange Zeit war das Wahrzeichen wohl die St. Nikolauskirche aus der Zeit von ca. 1300, deren als Wehrturm mit Schießscharten versehener viereckiger, goti-

scher Turmbau mit seinem aus Findlingen errichteten Fundament im unteren Teil erhalten geblieben ist. Ursprünglich hatte er ein Satteldach. In seinem untersten Stockwerk befand sich wohl der Hochaltar. 1602 nahm die Stadt beim Konstanzer Bürgermeister Christoph Labhardt 300 Gulden auf zur Ausbesserung und zum Ausbau des Kirchturms. In dieser Zeit mag die durch das Gemälde im Münster der Reichenau und einem alten Stich, sowie durch die Schilderung des Gallus Zembroth (1633) bekannte schlanke Pyramide (hoher Helm) auf den Kirchturm, der eine Uhr hatte, gekommen sein. Schon vor Selbständigwerden der Pfarrei Allensbach stand die St. Nikolauskirche im Mittelpunkte des religiösen Lebens, was das häufige Auftreten des Vornamens Nikolaus im 14. Jahrhundert beweist. Nebenorte des Kirchspiels waren: Kappel, Kaltbrunn, Hegne, Harddorf, Mundlishalden (beim Gemeinmerkerhof), Storchenhof, Totenmühle, Hinterhomberg und Türrain. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, sind 2 Priester im Amt. – Natürlich befanden sich weiterhin im Städtchen das Pfarrhaus, das Rathaus und wohl auch ein Frauenkloster. Torkel beherrschten das Ortsbild.
Außerhalb der Befestigung befanden sich vor allem die Lehensgüter Kapplerhof, Hof (genannt 1491) und die Mühlen. 1360 sind 2 Höfe im Hafner genannt und 1382 der Egenhof zwischen Eichelrain und Buchrain in einem Kaltbrunner Zinsbuche. Auch außerhalb der Befestigung standen Torkelgebäude. Besondere Bedeutung hatte das 1771 eingestürzte und nicht wieder aufgebaute Kappler Kirchlein, das möglicherweise aus der Karolinger Zeit stammt, und in dessen Umgebung sich schon früh ein Friedhof befand. – Wegen der Ansteckungsgefahr der Lepra (= Aussatz) war das Leprosenhaus ganz abgesondert an der Straße nach Konstanz und mag einen eigenen Friedhof gehabt haben. Da die Insel Reichenau Gottesland war, durften dort keine Hinrichtungen stattfinden. Der Galgen stand für die Verurteilten auf dem heute noch so genannten Galgenacker im Osten von Allensbach.

Die Stadt wurde geleitet von einem Ammann der Abtei und später des Fürstbischofs von Konstanz. Das Amt des Stadtpflegers und Gemeinderechners wurde von 2 Bürgermeistern versehen, die es abwechselnd, jeder ein Jahr lang, betreuten. Ein Stadtsiegel war nicht vorhanden. Der Ammann untersiegelte mit seinem Privatsiegel.
Wie schon geschildert, war die kaufmännische Entwicklung des Allensbacher Marktes nicht bedeutend und ließ zum 30jähr. Krieg zu immer mehr nach. Schulte[10] kann nur einen Kaufmann nachweisen, der 1288 mit Wein handelte und ein Streitroß verkaufte. Man muß aber bedenken, daß Urkunden ja oft eben nur das aufzeichnen, was aus dem Rahmen des Alltags fällt und daß der vorstehend nachgewiesene Markt eben doch bestanden hat. Der Hauptgewerbezweig war zweifellos der Weinbau. Brotgetreide mußte zur Ergänzung der eigenen Produktion von auswärts bezogen werden. Schweinezucht und Rindviehzucht waren gering. Schuld daran war die Futterknappheit. Man benutzte auch Wiesen außerhalb der Gemarkung, weil die Allensbacher Gelände für den erträglicheren Weinbau verwendet wurden. – Daß die landwirtschaftlichen Einkünfte – hier Weinbau – die entscheidende Einnahmequelle war, ist für die Stadteigenschaft unschädlich. So zählten beispielsweise in der Stadt Colmar noch im 16. Jahrhundert die Zünfte der Ackerleute, Rebleute und Gärtner zusammen mehr Mitglieder als alle übrigen Zünfte zusammen. Jahrhunderte lang war der Weinbau in der Stadt Überlingen Haupterwerbszweig.

Mit dem Verfall der Festungswerke ging im Mittelalter in der Regel die Stadteigenschaft verloren. Wann dies endgültig in Allensbach der Fall war, läßt sich kaum nachweisen. Zweifellos bestand die Befestigung in irgendeiner Form sehr lange. Der endgültige Niedergang der Abtei Reichenau liegt in der Zeit zwischen 1300–1400, und 1486 wird Allensbach eigene Pfarrei, doch sind vorstehend soviele Merkmale der Stadteigenschaft aufgezeigt worden, daß

Allensbach als Städtchen zweifellos auch später bestanden hat. 1525 werden im Bauernkrieg wohl die Befestigungen zerstört, doch müssen sie wieder aufgebaut worden sein, sonst könnten sie später nicht immer wieder genannt werden, und außerdem wird die Bezeichnung ,,Stadt" laufend weiter verwendet. Die Eingliederung des Gebietes der Abtei Reichenau mit Allensbach in das Fürstbistum Konstanz könnte das Ende der Stadteigenschaft bedeuten, wenn nicht nach ihrem Datum 1540 ein städtisches Gepräge erhalten geblieben wäre. So enthält das Gemeindearchiv eine ausführliche eigene Gewerbeordnung von 1549[1]. Gerade diese Gewerbeordnung dokumentiert eine Selbstverwaltung des Städtchens im 16. Jahrhundert, wie ihre Einleitung zeigt: ,,Zuwissen menigklich, des uff mentag nach sandt Mathys des hailgenn zwölffpottenn tag von Christi unseres Herrn geburt funffzehenhundert unnd jm newn und viertzigisten jare durch Aman Burgermaister und Ratt zuo Alennspach diß nachgeschribenn Satzungen unnd Ordnung, wie diß buch Innhalt, gemacht und gesetzt habenn, . . . Diß alles wie hienach steet, ist uff Sontag der Heren vasnacht in obernenten jare ainer gantzen gemaind fürgelest und ereffnet worden." Diese Gewerbeordnung nennt in ihrer ,,Satzung der vischer" auch ausdrücklich den Markt, der also noch in Betrieb war: ,,Item wann auch ain burger kompt, er und ain vischer die visch verkaufft oder ainer zu margkt tragen will, unnd noch im schiff hat, sol kainem umb bar gelt visch versagt werden, auch bj peen 5ß," (peen = Gerichtsstrafe). 1539 war bereits die Allensbacher Siechenhausordnung in Kraft getreten. Zwischen 1612 und 1656 kam die Schützenordnung und 1629 die Schulordnung. Unmöglich kann also das Stadtrecht entzogen worden sein. Es dauerte bis in den 30jährigen Krieg hinein, wo es durch die schweren Kriegsschäden verschüttet wurde. – Schlesinger[2] erkennt das Allensbacher Stadtrecht ausdrücklich an mit den Worten: ,,Allensbach ist zwar später zeitweise wirklich Stadt gewesen, wie die neuere lokalhistorische Forschung gezeigt hat, aber die erhoffte Wirtschaftsbedeutung hat der Ort nicht erlangen können."

Das alte Stadtrecht blieb nicht vergessen. Allensbachs Bürgermeister Schühle erbat 1851 vom Großherzog Leopold von Baden die Erneuerung des Rechtes. Es ist kein Wunder, daß dieser Antrag abgelehnt wurde, war doch Allensbach in der Revolution 1848/49 im Kampfe für die Demokratie führend gewesen am Untersee und hatte die erste Volkserhebung 1848 praktisch ermöglicht, weil es den Versuch, im Rücken der ausrückenden Freischaren die Revolution rückgängig zu machen, durch seine Energie verhinderte.[3] So wurde nicht die alte Stadteigenschaft wieder zum Leben erweckt, sondern lediglich 1853 ein ziemlich wertloses Viehmarktrecht bewilligt. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein wurde nach den Unterlagen der Archivverwaltung immer vom Bürgermeister zu Allensbach, doch nie vom Bürgermeister der Gemeinde Allensbach gesprochen.

In seinem vorzüglichen Führer ,,Untersee und Hochrhein zwischen Konstanz und Schaffhausen" schrieb 1971 Kreisarchivar Dr. Franz Götz: ,,Allensbach, der einstmals königlich privilegierte Markt der Abtei Reichenau, hat wieder städtischen Charakter erlangt; die Voraussetzungen für die bereits beantragte offizielle Wiederverleihung des Rechtes zur Führung der Bezeichnung Stadt sind vorhanden." Das würdige und historische Stadtrecht, das einst lediglich verschüttet wurde, sollte in seinem geschichtlichen Wert als Kompensation mit der vielleicht zu klein erscheinenden Einwohnerzahl genügen.

Anmerkungen

[1] Original General-Landesarchiv Karlsruhe, Selekt der ältesten Urkunden C 4 – Lateinische Wiedergabe: Keutgen E., Urkunden zur Städt. Verfassungsgeschichte, Berlin 1899, S. 61/62.

[2] Motz, a. a. O., S. 2.

[3] Urkunde s. Albert a. a. O., S. 39/40.

[4] Original Germ. Nationalmuseum, Photokopie Stadtarchiv Konstanz B I 1 (Veröffentlicht Jahresbericht/Allensbacher Almanach, Nr. 2/1951, S. 3).

[5] Schlesinger, Markt a. a. O., S. 285.
[6] Albert a. a. O., S. 543.
[7] Original General-Landesarchiv Karlsruhe – Wiedergabe im alten Wortlaut: Mone, F. J.: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, 3. Band, Karlsruhe 1863 – Abschrift des alten Wortlauts mit Einleitung und Fußnoten: Weber, K. a. a. O. – Übertragung in heutiges Deutsch (bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von J. Boltze): Zembroth, G., Allensbach im Dreißigjährigen Krieg, Allensbach 1952.
[8] Albert a. a. O., S. 21.
[9] Motz a. a. O., S. 3. Gräber sind um die Kirche festgestellt worden. D.V.
[10] Schulte a. a. O., S. 153, Fußnote 2.
[11] Original Gemeindearchiv Allensbach – Wiedergabe im alten Wortlaut: Schwarz a. a. O., S. 71 ff.
[12] Schlesinger, Forum a. a. O., S. 430.
[13] Diesbach a. a. O.

Literatur (AA = Allensbacher Almanach): Albert, P., Geschichte der Stadt Radolfzell, Radolfzell 1896 – Beyerle, K., Die Kultur der Abtei Reichenau, München 1925 – Boltze, J., Allensbach, Das Dorf am See, Allensbach 1951 – Boltze, J., Kurze Bau- und Wirtschaftsgeschichte Allensbachs von den Anfängen bis 1967, AA 18 – Borchers, H., Untersuchungen zur Geschichte des Marktwesens im Bodenseeraum (bis zum 12. Jh.), ZGO, 104. Bd., Karlsruhe 1956 – Deutsche Gaue, Kaufbeuren 1936, S. 39 ff. – Diesbach, A., Allensbach am 13. und am 16. April 1848, AA 19 – Feger, O., Auf dem Weg vom Markt zur Stadt – Untersuchungen zu den ältesten Marktrechten des Bodenseeraumes (ZGO, 106. Bd., 1. Heft, Karlsruhe 1858) – Feger, O., Das älteste Freiburger Stadtrecht im Rahmen der südwestdeutschen Städteentwicklung, Schau-ins-Land, 81. Jahresheft, Freiburg 1963 – Feger, O., Märkte und Marktrechte im Bodenseeraum, Westfälische Forschungen, 15. Bd., Köln 1962 – Föhrenbach, K., Reichenauer Städtegründungen im 10. und 11. Jahrhundert. Bodensee-Chronik 1938/7 – Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. VI: Baden-Württemberg, Stuttgart 1965 – Kirchgässner, B., Strukturfragen von Handel und Verkehr im Mittelalter, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 91. Heft, Friedrichshafen 1973 – Küntzel, G., Zur Erklärung der Marktprivilegien von Radolfzell und Allensbach, ZGO, N. F. VIII – Marmor, J., Urkunden-Auszüge zur Geschichte der Stadt Konstanz, Schriften des Bodensee-Geschichtsvereins, 1875 – Metz, W., Marktrechtfamilie u. Kaufmannsfriede in ottonisch-salischer Zeit, Blätter für deutsche Landesgeschichte, 108. Jahr, Göttingen 1972 – Motz, P., Allensbach in historischen Berichten, AA 14 – Motz, P., Entstehung und Geschichte von Allensbach, Konstanz wohl 1925 (Privatdruck), und Bodensee-Chronik 1928/19 – Scheidt, W., Alemannische Bauern in reichenauischen Herrschaftsgebieten am Bodensee, Jena 1931 – Schlesinger, W., Der Markt als Frühform der deutschen Stadt, Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, Teil I, Göttingen 1973 – Schlesinger, W., FORUM, VILLA FORI, IUS FORI, Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961 – Schlesinger, W., Zur Gründungsgeschichte der Stadt Freiburg, in Müller, W., Freiburg im Mittelalter, Bühl 1970 – Schnars, C. W., Der Bodensee und seine Umgebung, Augsburg 1856 – Schulte, A., Über Reichenauer Städtegründungen, ZGO, N. F. V – Schwab, G., Der Bodensee nebst dem Rheintale, Stuttgart-Tübingen 1840 – Schwarz B., Allensbacher Zinsen und Satzungen im 16. Jh., Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees u. seiner Umgebung, 52. Heft, Lindau 1923 – Semmler, A., Abriß der Geschichte der Stadt Überlingen, Überlingen 1953 – Semmler, A., Überlingen, Singen 1949 – Siebert, L., die Gründung des Marktes in Allensbach, Bodensee-Chronik 1950/4 – Sittler, L., Am Wege der Jahrhunderte, Kolmar o. J. – Städt. Institut für Landschaftskunde des Bodenseegebietes, Protokoll über die Arbeitssitzung: „Frühe Marktverfassungen im Bodenseegebiet", Konstanz 1951 – Staiger, Fr. X. C., Die Insel Reichenau im Untersee, Konstanz 1874 – Weber, K., Ausarbeitungen im Gemeindearchiv Allensbach – Weiner, O., Allensbach in alten Reiseberichten, AA 13 – Wielandt, F., Münz- und Geldgeschichte des Bodenseegebietes, Ein Überblick, Schweizer Münzblätter 15/1955, Heft 60.

Eine „Beschreibung des Bodensees" vor bald 200 Jahren

Helmut Bender, Freiburg

„Bey Johann Conrad Wohler" erschien 1783 zu „Ulm und Lindau" die „Beschreibung des Bodensees nach seinem verschiednen Zustande in den ältern und neuern Zeiten". Zur Begründung heißt es da u. a. im „Vorbericht": „Da bisher noch keine ausführliche Beschreibung des Bodensees bekannt geworden ist, ohnerachtet von den benachbarten helvetischen Seen schon im vorigen Jahrhunderte verschiedne solcher Beschreibungen zum Vorscheine gekommen sind . . . so gab dies dem Verfasser des gegenwärtigen Traktats . . . Anlaß . . . eine solche Beschreibung nicht nur zu versprechen, sondern auch auszuarbeiten." Der Autor, dessen Name nirgends im vorliegenden Band genannt, kommt in diesem Zusammenhang auf eine „vollständige Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises" zu sprechen, und er fährt fort: „Es wurde indessen bey weiterer Ueberlegung für rathsamer erachtet, diese Beschreibung besonders herauszugeben, um eines Theils den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern . . . und auch dieses in einem desto geringern Preise liefern zu können." Daraus zu ersehen, daß bereits in damaliger Zeit der Bodensee und seine ihn umgebenden Landschaften vom „Reisepublikum" sehr beliebt und gefragt war!

Der Verfasser bemüht sich, sein Œuvre so knapp wie möglich (praktisch im Format eines frühen Baedekers) zu gestalten: „Damit . . . diese Beschreibung nicht zu weitläufig ausfallen möchte, so wurde für gut angesehen, die an diesem See gelegenen Orte nach ihren verschiednen Lagen zwar genau, jedoch um so mehr nur kurz anzuzeigen, da man von denselben fast in allen neuern geographischen Werken . . . eine ausführliche Nachricht findet."

Um möglichst aufwandlos und preisgünstig erscheinen zu können, konstatiert der Anonymus weiterhin: „Da auch Zeichnungen von unserm See in allen größern und kleinern Karten, die in diesem Jahrhunderte von Schwaben und der Schweitz herausgegeben worden, vorkommen, so hielt man es um so überflüssiger, dieser Beschreibung eine neue Zeichnung beyzufügen, da von demselben noch überdieß in dem Seuterischen Landkarten und Kunstverlage zu Augspurg eine besondre Karte verfertigt worden, die die Liebhaber . . . sich um einen geringen Kosten leicht anschaffen können."

Interessant alsdann der „Rückgriff" aufs damalige zeitgenössische Antiquariat: „Es ist zwar bereits 1675 eine andre besondre Zeichnung . . . unter der Aufschrift: Lacus bodamicus der Bodensee A. A. S. T. dedicata Joanni Comiti de Montfort erschienen . . . Sie ist aber heut zu Tage selten mehr zu haben!"

Als vom Verfasser „nicht unerhebliche Fragen . . . in den neuern Zeiten" werden attraktiv hervorgekehrt: „1) Wem die landesherrliche Hoheit über diesen See heut zu Tage zukomme? und 2) welche besondre Rechte die an demselben gelegnen Stände und Ortschaften für sich selbst daran besitzen? . . . auch den vormaligen und jetzigen Zustand der Schiffahrt und Fischerey ausführlicher . . . zu beschreiben."

Das Geschichtsbewußtsein des Verfassers wird in den letzten Passagen des insgesamt acht Seiten umfassenden „Vorberichtes" tapfer hervorgekehrt, weder sollen die „Schicksale . . . der helvetischen Landschaften" zu kurz kommen noch soll „die Beschreibung des sogenannten Schwabenkrieges . . . übergangen werden" – hier wird sogar, „wenn die gegenwärtige Beschreibung, wie er hofft, eine geneigte Auf-

nahme finden sollte", eine ,,verbesserte Geschichte von Schwaben" in Aussicht gestellt! Mit einiger Sicherheit ist als Verfasser unseres Bodenseebandes derselbe D. Hünlin zu nennen, der 1780 (im Selbstverlag) eine ,,Neue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises" (in 2 Bänden) herausgegeben hatte.

Dem ,,Vorbericht" folgt der ,,Innhalt"; wir geben ihn auszugsweise wieder: ,,Erstes Kapitel. Nachricht von den mancherley Namen des Bodensees, dessen ersten Anwohnern und den jetzo an demselben gelegnen Städten, Klöstern, Flecken und Dörffern. – Zweytes Kapitel. Von der landesherrlichen Hoheit . . . – Drittes Kapitel. Von der anmuthigen Aussicht . . . an der schwäbischen Seite, wie auch der Schiffahrt und Fischerey . . . – Viertes Kapitel. Nachricht von den denkwürdigsten Begebenheiten . . . – Fünftes Kapitel. Anmerkungen über den Zustand der Kultur, Industrie und Gewerbe . . . wie auch von der Zu- und Abnahme der Schifffahrt . . ." – Der Band umfaßt (nebst dem ,,Vorbericht") 213 S. (S. 214 verzeichnet zwei gute Dutzend Errata, leider ohne Register).

S. 1–23 (1. Kap.) setzt sich vor allem mit den verschiedenen Namensgebungen des Sees auseinander. So werden u.a. behandelt: Lacus Rheni oder Rheinsee / Lacus brigantinus oder Bregenzer See / Lacus Acronius (z.Zt. des römischen Kaisers Claudius!) / Lacus Moestus (nach dem Stamm der Moesier, von denen Konstanz erbaut worden sei!) / Lacus Constantiensis / Lacus Bodamicus oder Bodmansee. Zwischendurch erfährt man diese und jene aufschlußreichen Angaben, so etwa die Jahre, in denen ,,dieser See zum öftern ganz . . . überfrohren sey . . . 1076 / 1077 / 1277 / 1325 / 1379 / 1435 / 1437 / 1497 / 1565 / 1571 / 1573". Danach werden die einzelnen an den Ufern des Bodensees angesiedelten Volksstämme zitiert und beschrieben (Rhätier / Helvetier / Vindelicier [= Schwaben]), es folgt eine Kurzcharakteristik wichtiger Orte (u.a. Bregenz / Rorschach / Arbon / Rommishorn / Creuzlingen / Costanz / Steckbohren / Meinau / Sernatingen [das heutige Ludwigshafen] / Ueberlingen / Meers- oder Mörsburg / Buchhorn [das heutige Friedrichshafen] / Langenargen / Kreßbrunn / Wasserburg / Lindau). Wählen wir daraus einmal Langenargen: ,,. . . 2 Stunden von Buchhorn entfernt . . . das nächst bey demselben auf einer kleinen Insel in dem See gelegene Schloß Argen wurde 1332 von Graf Wilhelm von Montfort erbauet . . .". Oder am Untersee: ,,Fernerhin lieget gegen die schwäbische Seite Hegnen und denselben gegen über auf einer Insel die ehemahlige Benedictiner Abtey Reichenau, es soll sich noch ein ansehnlicher Bücherschaz hier befinden." Das Glanzstück dieses 1. Kap. besteht in einer Gedichteinfügung (über zwei S.) zu Ehren des ,,Vatter Rhein" (Verf. J. J. Bodmer, † 1783).

Das 2. Kap. setzt mit der Frage ein, ,,ob die Meere und deren Gebrauch wie andere Sachen die nach dem Völkerrecht gemein sind, einer oberherrschaft fähig seyen . . ." Und die Antwort darauf: ,,. . . so wird auch insgemein ein Theil eines Sees so weit zu einer an derselben gelegenen Land- oder Herrschaft gerechnet, als ihr Gebiet sich an dessen Ufern hin erstrekket . . ."; es folgen hier ein gutes Dutzend Rechtsableitungen, vom Fischfang bis zur Jurisdiktion und von der Vogeljagd bis zur Schifffahrt. Der Rivalität des Hauses Österreich und des Fürststiftes St. Gallen sowie der Stellung der Reichsstadt Lindau werden besondere Abschnitte in diesem Kap. gewidmet.

Hübsch nimmt sich das 3. Kap. aus, erst ist von den verschiedenen Fischsorten des Sees ausgiebig die Rede (etwa Rheinlanken / Hechte / Schleyen / Aele / Brachsmen), alsdann kommt es zu einigen Vergleichen mit dem Zürichsee, der Verf. läßt sich über Sitten und Gebräuche seiner Anwohner aus (z.B. ,,So ergözet sich auch dasige Musikgesellschaft, wie auch die Gesellschaft der Feuerwerker zum öftern auf diesem See; da sich dann die erstere mit ihrer Jnstrumental- und Vocalmusic mit einer besondern Lieblichkeit hören lässet; die leztere aber bey Tage in Abfeurung der Stucken, bey Nachtzeit aber in Loßbrennung schöner Feu-

erwerke sich zu üben pfleget.") Des weitern: ,,Neben dem dient dieser See auch den Betagten, die wegen Beschwehrlichkeit ihres Alterns . . . mit einem geringen Kosten zu Wasser dahin zu fahren. – Nicht zu gedenken der großen Lustbahrkeit, so auch dieser See der Jugend zu Uebung im Schwimmen verschaffet, welche Kunst hier sehr werth gehalten und weit getrieben wird." Eine Reihe von Parallelen zu heutiger Reisewerbung gibt sich ganz ohne unser Dazutun: ,,. . . so kann doch das schöne anmuthige Geländ bey hellem Wetter auf beyden Seiten und die daran befindliche Städte, Klöster, Flecken, Schlösser, Dörffer, Landgüter, Weinberge u. s. w. sowohl und gemächlich beschauet werden, daß man alsdann bey einer solchen entzückenden Augenweyde nicht weißt, nach welcher Gegend man sich vorzüglich wenden solle; so sehr verursachet die reizende Lage des umliegenden Landes dem Schiffahrenden die angenehmste Empfindungen . . .", hier werden abermals einige Verse des ,,belobten Herrn Bodmers" wiedergegeben: ,,Der Schiffer, der an Schwabens fruchtbahren Ufern / Den Bodensee mit leichten Kähnen besegelt . . ." Aber: ,,Der prächtigste Anblick an der schwäbischen Seite des Sees ist ohne Zweifel derjenige, den die gegen über mit ewigem Schnee bedeckte Berge bey dem Untergang der Sonne geben; diese Pracht kann von keiner menschlichen Hand geschildert noch beschrieben werden . . . Der hohe Sentis ist der höchste; der Tieffe dessen Schnees beträgt viele Klafter . . ." – Nach nochmaligen Detaillierungen über Fischerei und Fischereirechte kommt der Verf. auch wieder auf die Schiffahrt zu sprechen: ,,Die gröste Schiffe auf diesem See werden allein in den Städten Lindau und Bregenz geladen, und zwar bis nach Stein an dem Rhein, und nach Schaffhausen . . . Die grössere Schiffen tragen überhaupt eine Last von 2000. Centner . . ."

Das 4. Kap. ist das Geschichtskapitel, relativ breit ist von den Römern, Galliern und ,,Allemaniern" die Rede, es folgt die Kaiserzeit des frühen und hohen Mittelalters (u. a. ,,Kaiser Heinrich der 3te hielt verschiedne Reichstäge zu Costanz . . . Da aber sein unmündiger Nachfolger Heinrich der 4te zwar eine der langwierigsten aber unglücklichsten Regierungen . . . hatte, zumal da er auch von dem P. Gregor den 7ten auf den Tod verfolgt wurde . . . Es zeigte Rudolph [von Habsburg] seine vermeintliche kaiserl. Autorität auch in Bestellung oder Absezung der Bischöffe von Costanz . . ."). Im folgenden ist der Stadt und dem Kloster St. Gallen reichlich Raum gegönnt, danach geht der Verf. mehr chronikalisch und gewissermaßen anhand eines Jahresregisters vor (etwa: ,,Im Jahr 1414. wurde endlich die in der Geschichte so berühmte Kirchenversammlung zu Costanz gehalten, deren vornehmste Handlungen in der Absezung der damaligen 3 Päbsten und Erwählung Martin des 5ten, Verbrennung Johann Hussens und Hieronynmi von Prag, wegen standhafter Behauptung ihrer Lehrsäze . . . bestand."). Oder: ,,1488. kam der schwäbische Bund zustande; welcher anfangs sich nur auf die Vereinigung der Stände in Schwaben erstrecken sollte . . . K. Maximilian wollte endlich noch einen Versuch gegen die Eydsgenossen mit denen ihm noch ergebnen Völkern wagen . . ." Mehr und mehr fließt dem Verfasser nunmehr auch wieder Naturgeschehen und rein Chronikales mit ein: ,,1540. War wieder ein so heisser Sommer, daß das Wasser in demselben theurer als der Wein wurde; die Wälder geriethen wieder solchermassen in Brand, daß man sie nicht löschen konnte . . ." Mitunter verfährt unser Verfasser auch recht summarisch, so etwa ,,Daß auch die leidige Pest an den öftern Theurungen und Hungersnöthen . . . Schuld gehabt . . . daß man oft nur in der Eydgenossenschaft, in einem halben Tag 40 biß 50. starke Mann- und Weibspersonen auf den Kirchhöfen zusammen in grosse Gruben schichtenweise geworffen. Die Leute flüchteten auf hohe Berge . . .". Oder: ,,Bald darauf folgte wegen dem Unterschied der Religionen der 30jährige Kriegsjammer . . ." (es werden hier Einzelheiten belagerter Städte am See gegeben, ähnlich auch hinsichtlich des Spanischen sowie des Österreichi-

schen Erbfolgekrieges: mit dem Jahr 1744 schließt das 4. Kap. abrupt).
Im letzten (5.) Kap. versucht der Verfasser kulturgeschichtlich vorzugehen. Er gelangt freilich nicht über die Römerzeit und die Römerzeugnisse zurück hinaus, kommt nachgerade auf die Gerichtsbarkeit und auch auf einige wirtschaftsgeschichtliche Aspekte des Mittelalters zu sprechen, um schließlich der christlichen Missionierung und der Klostergründung breiteren Raum zu gewähren: ,,Obwohl die christliche Religion . . . durch die fränkischen Könige eingeführt wurde, so hatte es doch damit einen langsamen Fortgang." Oder: ,,Man hält zwar heute [im Zeitalter der Aufklärung und des Josephinismus!] . . . den starken Anwachs der reichen Klöster . . . nicht für vortheilhaft . . . Jn diesen lagen nun auch die Wissenschaften lange Zeit hindurch wie begraben . . ."

Beispielhaftes verliert sich in diesem 5. Kap. zunehmend ins Anekdotische. Da ist von altvererbten Rechten ebenso die Rede wie von Kreuzfahrereifer, von Klöstern und Edelleuten, aber auch von Leibeigenen, von Freigelassenen, die sich dem Müßiggang ergaben (wie sollte das im Ancien Régime letztendlich anders gesehen werden?), und häufig genug von der Schiffahrt und deren ,,vorzüglicher Vermehrung . . . in unserer Gegend in das 14te Seculum . . .", endlich aber auch von der ,,Jndustrie", von deren Ausgangspunkten, etwa dem ,,Leinwandgewerb" des ,,benachbarten St. Gallen". Immer wieder versteht es der Verfasser, allgemein Bekanntes und Gültiges mit spezifisch ,,Bodenseeischem" zu verbinden, hierbei ist er bemüht, es der deutschen und der schweizerischen Seite gleichermaßen rechtzutun: ,,Man muß zwar gestehen, daß die bessere Cultur und Jndustrie an der helvetischen Seite nicht unbekannt ist; doch ist der Feldbau auch dort an vielen Orten noch sehr mangelhaft . . . wo die Wein wegen der schlechten Auswahl des Bodens und der Traubenarten oft so schlecht ausfallen, daß sie kaum trinkbahr sind . . . wo sonst alle Früchte und Gewächse zu einer so guten Zeitigung gelangen, daß manche derselben wegen ihres besonders guten Geschmacks auch in entfernten Städten . . . sehr beliebt sind . . . wie dann auch verschiedene Reisende diese schöne Landschaft die andere Lombardie nennen . . ."
So gesehen, bietet ein Band wie die hier vorgelegte ,,Beschreibung des Bodensees . . ." auch nach nahezu 200 Jahren nicht nur eine nach wie vor informationsreiche und immer wieder interessante Lektüre, darüber hinaus kann ohne weitere Einzelheiten festgestellt werden, daß das Gros der Merkmale eines heutigen Reiseführers schon in einem solchen spätaufklärerischen Werk munter versammelt ist.

Wanderland Hegau

Herbert Berner, Singen

Die Landschaft zwischen Bodensee, Rhein und Donau, im Westen begrenzt durch das Randengebirge, ist der Hegau. Dieser Hegau ist eine historische Landschaft, wie dies auch bei den Nachbargauen Linzgau oder Klettgau zutrifft. Der Hegau ist ein ausgesprochenes Wanderland. Hier findet der historisch und kunstgeschichtlich interessierte Heimatfreund, nicht minder der Naturfreund, landschaftliche Besonderheiten und Schönheiten von hohem, zugleich eigenartigem Reiz.

Wiederentdeckung des Hegaus als historische Landschaft

Dieser unser Hegau war bis vor wenigen Jahrzehnten noch eine fast vergessene Landschaft. Eine erste Gesamtdarstellung veröffentlichte die ,,Badische Heimat" im Jahre 1930, nachdem schon 1926 über den ,,Untersee" ein eigener Jahresband erschienen war und 1934 ein weiterer Band über den damaligen Amtsbezirk Stockach folgte. Man verstand damals unter Hegau nach naturräumlichen Vorstellungen im wesentlichen nur das vulkanische Kegelbergland. Ludwig Finckh beschrieb erstmals im Jahre 1935 den historischen Hegau in einem danach mehrfach aufgelegten Büchlein. Einleitend stellt er fest: ,,Seltsam, daß eine der gewaltigsten und zugleich lieblichsten deutschen Landschaften im Großen Reich noch fast unbekannt ist, obwohl zum Platzen voll von Urgeschichte, Geschichte und Gegenwart". So gab er denn auch seinem Büchlein folgerichtig den Namen ,,Der UNBEKANNTE HEGAU".

Es gibt verschiedene Gründe und Erklärungen, warum der Hegau auch im Selbstverständnis seiner Bewohner bis in die jüngste Vergangenheit eine unbekannte Landschaft geblieben ist. Ausschlaggebend dafür waren sicherlich das Fehlen eines verbindenden Mittelpunktes, einer ,,Hauptstadt", aber auch die sehr große Abgelegenheit von der Landeshauptstadt Karlsruhe an der schweizerischen Nordgrenze. Erst in neuerer Zeit wuchs die junge Stadt Singen in die Rolle der ,,Hegau-Metropole" hinein. Die von der Stadt errichteten Institutionen des ur- und frühgeschichtlichen Hegau-Museums und der wissenschaftlichen Hegau-Bibliothek in Verbindung mit dem 1955 gegründeten Hegau-Geschichtsverein bewirkten einen grundlegenden Wandel. Nicht allein die Zeitschrift ,,Hegau", sondern auch über 40 seither erschienene Monographien machten aus dem ,,Unbekannten HEGAU" eine gut erforschte Landschaft.

Folgende Hinweise sind noch anzubringen, nämlich über den räumlichen Umfang, über die Grenzen des Hegaus und seine Bedeutung als eine kunsthistorische Landschaft. Der langjährige Pfleger des Landesvereins Badische Heimat in Singen, der vor allem um die Erforschung der hiesigen Ur- und Frühgeschichte verdiente Apotheker Albert Funk, beschrieb 1955 die Grenzen des Hegaus (mit exakten urkundlichen Belegen) wie folgt:

Im Süden der Rhein von der Mitte der Konstanzer Brücke über Stein am Rhein bis nach Schaffhausen; im Westen der Grat des Randengebirges und die Wasserscheide Aitrach-Wutach; im Norden von der Länge über den Gutmadinger Kapf zum Wartenberg, weiter über Immendingen-Hattingen-Emmingen ab Egg – Liptingen nach Neuhausen ob Egg; im Osten von Schwandorf über Mahlspüren im Tal – Nesselwangen durch den Hödinger Tobel zum Überlinger See bei Goldbach, weiter über den See nach Dingelsdorf und unter Umgehung von Mainau, Egg und Staad wieder zurück zur Rheinbrücke. Im großen und ganzen entspricht diese historische Landschaft des Hegaus, zu der

Festung Hohentwiel, Kupferstich von Mathäus Merian, 1643

die Stadt Konstanz allerdings nie gehört hat, räumlich dem durch die Verwaltungsreform 1973 vergrößerten Landkreis Konstanz – eines der nicht allzuhäufigen Beispiele für eine geglückte administrative Neuordnung.

In dem 1970 im Auftrag des Schwarzwaldvereins und des Hegau-Geschichtsvereins von Helmut Gerber herausgegebenen Wanderbuch „Hegau" (der Verlag Rombach bringt 1978 eine 2. veränderte Auflage heraus) habe ich zum Abschluß meines geschichtlichen Überblicks auch auf die Ergänzung der großen vielschichtigen Vergangenheit durch die Bau- und Kunstdenkmäler des Hegaus hingewiesen.

In diesem gesegneten Lande ist der Mensch seit der Mittleren Steinzeit seßhaft. In seltener Kontinuität und Reichhaltigkeit treten Epochen der Steinzeit, der Pfahlbauern, der Urnenfelderkultur, der Hallstattleute, der Römer und Alamannen bis zum Auftreten der ersten schriftlichen Quellen in charakteristischen, zum Teil einmaligen Funden aus dem Dunkel der Ur- und Frühgeschichte hervor. Wir finden im Hegau alle Siedlungsformen vom Einzelhof, Weiler, Mönchsmeiereien, Dorf, Marktflecken über Zwerg- und Burgstädte, eine vorderösterreichische Land -sowie Oberamtsstadt (Radolfzell und Stockach), eine fürstenbergische Amtsstadt (Engen) bis zur ehrwürdigen Bischofs- und Reichsstadt Konstanz. Diesen historisch und kulturgeschichtlich so bedeutsamen Stätten steht als Gegensatz und als Beispiel moderner Sachlichkeit die junge, überaus rasch gewachsene Industriestadt Singen mit zwei ähnlich strukturierten Gemeinden, nämlich Gottmadingen und Rielasingen, gegenüber. Nicht

minder eindrucksvoll präsentieren sich uns mannigfaltige Kunstdenkmäler kirchlicher und weltlicher Art. Im Hegau läßt sich die Kunst- und Baugeschichte von der karolingischen Zeit bis in die Gegenwart mit glänzenden Beispielen belegen. Als hierfür wichtigste Orte seien genannt: Romanik auf der Reichenau, in Obergailingen, Schienen und Büsingen; Gotik in Konstanz, Radolfzell und Engen; Barock in Hilzingen und Liptingen und gültige zeitgenössische Kirchenbauten in Rielasingen, Arlen, Singen und Konstanz. Dazu Profanbauten vor allem in Konstanz, Radolfzell (österreichisches Schlößchen), Engen, Allensbach, Öhningen, Büsingen, Eigeltingen, Bodman und Sipplingen. Auch der Reichtum an Burgen und Schlössern ist beachtlich: Riedheimer Turm, Friedinger Schlößle, Wasserburg Möggingen, Langenrain, Freudental, Mainau, Bodman, Oberstaad (Öhningen), Langenstein und viele Burgruinen, darunter die wohl größte deutsche Festungsruine des Hohentwiels.

Geologisch-geographisch-botanisches Brevier

Das Herzstück der Hegaulandschaft ist das vulkanische Kegelbergland mit Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg, Stoffeln, Hewen, Hewenegg und Neuhewen, um nur die bekanntesten und höchsten Berge zu nennen. Die Höhenlage im Hegau geht von 400 bis 869 Meter. Im Süden haben wir den Schienerberg mit den Aussichtspunkten Schrotzburg und Herrentisch, im Osten die Drumlinlandschaft (Kieshügel) des Bodanrück mit Mindelsee und der Burgruine Bodman, im Norden das Stockacher Bergland – Nellenburg, Tudoburg – und der langgestreckte

Bodman mit Frauenberg und der Ruine Altbodman. Stahlstich von I. Riegel nach Conradi, 1850

Engen mit Hohenhöwen, Stahlstich von E. Höfer nach Conradi. 1850

Jura-Höhenzug von Hewenegg bis zur Witthoh und im Westen der Tengen-Blumenfelder Randen. Jede einzelne dieser Kleinlandschaften verdiente eigentlich eine ausführliche Schilderung, doch geht es hier nur um einen großen, einführenden Überblick.

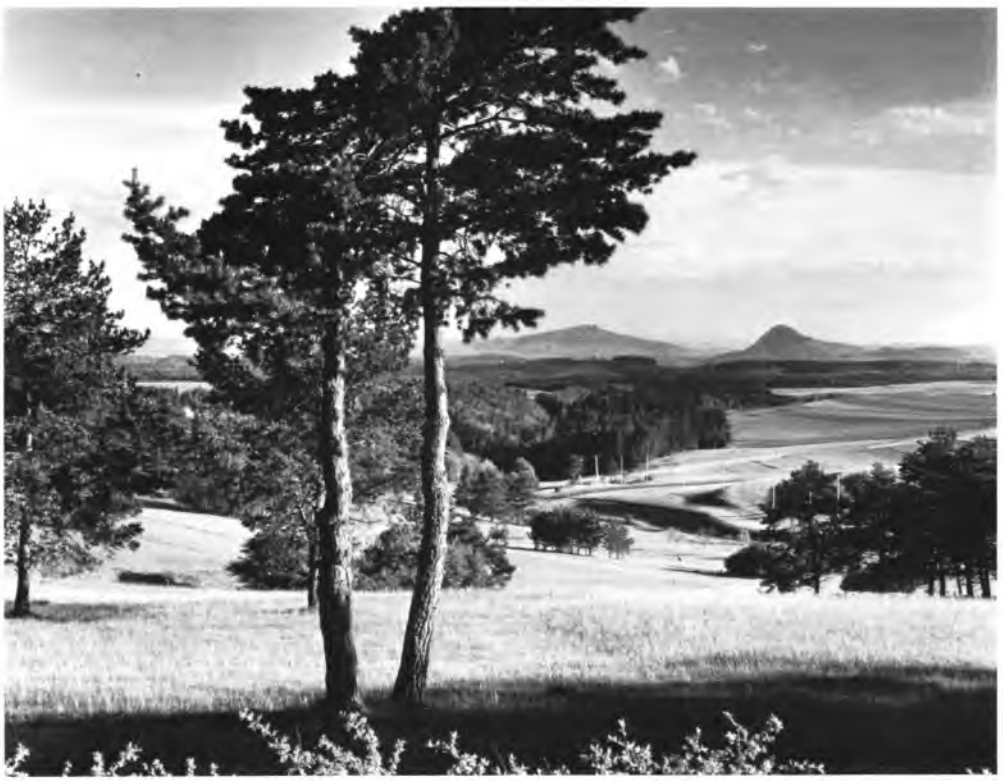
Wir wollen nun den Wanderer und Naturfreund auf Orte und Stellen aufmerksam machen, wo er schöne und teilweise bedeutende Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte des Hegaus sehen und das in seiner Vielgestaltigkeit bewundernswerte und einmalige Land verstehen lernen kann. Drei geologische Ereignisse sind es im wesentlichen, die unsere Landschaft geformt haben: Starke Krustenbewegungen der Erdoberfläche im Tertiär (rund 60 Mill. Jahre) mit Aufschüttungen und Abtragungen, der im Alpenvorland bis an den Jurarand tätige Vulkanismus (etwa 7 Mill. Jahre im jüngeren Tertiär) und die Vergletscherung während der Eiszeit (1–2 Mill. Jahre). Aber auch die vor dem Tertiär liegende ältere erdgeschichtliche Periode des Jura hat vor allem den nordwestlichen Hegau geprägt.

Das Jurameer überdeckte vor etwa 150 Mill. Jahren den größten Teil Europas und damit auch unsere Heimat. Die Massenkalke des Weißjura können wir im Donautal bei Immendingen an den Felsen, in den Tälern bei Tengen und Wetterdingen, im Bruder-, Talmühle und Zimmerholzer Tal als turmartige Riff-Felsen beobachten; am bekanntesten ist wohl der Petersfels unterhalb von Bittelbrunn, wo die reichste süddeutsche Station des späteiszeitlichen Menschen mit rund 50000 Fundstücken geborgen wurde. Hier haben wir auch die Standorte seltener Pflanzen (z.B. am Ramberg).

Die im Gebiet von Hattingen-Biesendorf-Liptingen-Schwandorf vorhandenen Bohnerze sind in der etwa 110 Mill. Jahre währenden Festlandperiode vom Ende des Jura bis in die Mitte der Tertiärzeit gebildet worden. Man kann die erbsen- bis bohnengroßen Kügelchen aus Brauneisen heute noch leicht finden und auflesen; bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden sie in Kleinarbeit in zahlreichen noch sichtbaren Bohnerzgruben abgebaut und in den Eisenhütten von Zizenhausen und Ludwigstal zu Eisen verhüttet.

Der Schiener Berg und der Bodanrück entstanden in der nachfolgenden Molassezeit, wie man auch die Gesamtheit der tertiären Ablagerungen im Voralpengebiet nennt. Zweimal hatte der Molassetrog am Nordfuß der neu entstandenen Alpen Verbindung mit dem Weltmeer, was uns Versteinerungen (Haifischzähne, Austernschalen) erkennen lassen. Durch Hebungen und Aufschüttungen war diese Meeresverbindung zweimal unterbrochen worden (Untere und Obere Süßwassermolasse). Besonders die letztere ist im Hegau stark entwickelt, in ihr befindet sich das ,,Mekka der Petrefaktensammler", die Öhninger Steinbrüche mit zahlreichen, in fast allen Museen der Welt befindlichen Versteinerungen der in einem wärmeren Klima lebenden Pflanzen- und Tierwelt (Obermiozän). Über diese Öhninger Steinbrüche sind seit 1700 bis heute mehr als 200 eigene wissenschaftliche Arbeiten erschienen; beschrieben wurden bis jetzt 923 Tierarten (davon allein 826 verschiedene Insektenarten) und 475 Pflanzenarten. Am berühmtesten wurde der von dem Zürcher Stadtarzt Johann Jakob Scheuchzer

Blick von Witthoh auf Hohenhewen und Hohenstoffeln Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen



Hegau-Panorama vom Herrentisch (Schienerberg) Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

(1672–1733) irrtümlich als ein in der Sintflut ertrunkener ,,armer Sünder" gedeutete Riesensalamander. Diese Steinbrüche liegen am Ort eines ehemaligen Maarsees, der sich über einem Deckentuffschlott am südlichen Schienerberg zur Zeit des tertiären Vulkanismus gebildet hatte – ein Gegenstück zum Hewenegg-Maarsee. Neben den Öhninger Steinbrüchen (die sich übrigens auf Gemarkung Wangen befinden!) ist auch die Bohlinger Schlucht durch das Vorkommen zahlreicher Versteinerungen berühmt geworden. Beide Fundstellen sind zum Naturdenkmal erklärt, Grabungen daher verboten. Sehr interessant ist auch das dieser Erdperiode angehörende ,,Sipplinger Bruchfeld" mit Steinbalmen (,,7 Churfirsten") und dem Hödinger Tobel, der über dem See sein Pendant in der Marienschlucht findet; auch die sogenannten ,,Bodman-Sande" gehören in diese Zeit.

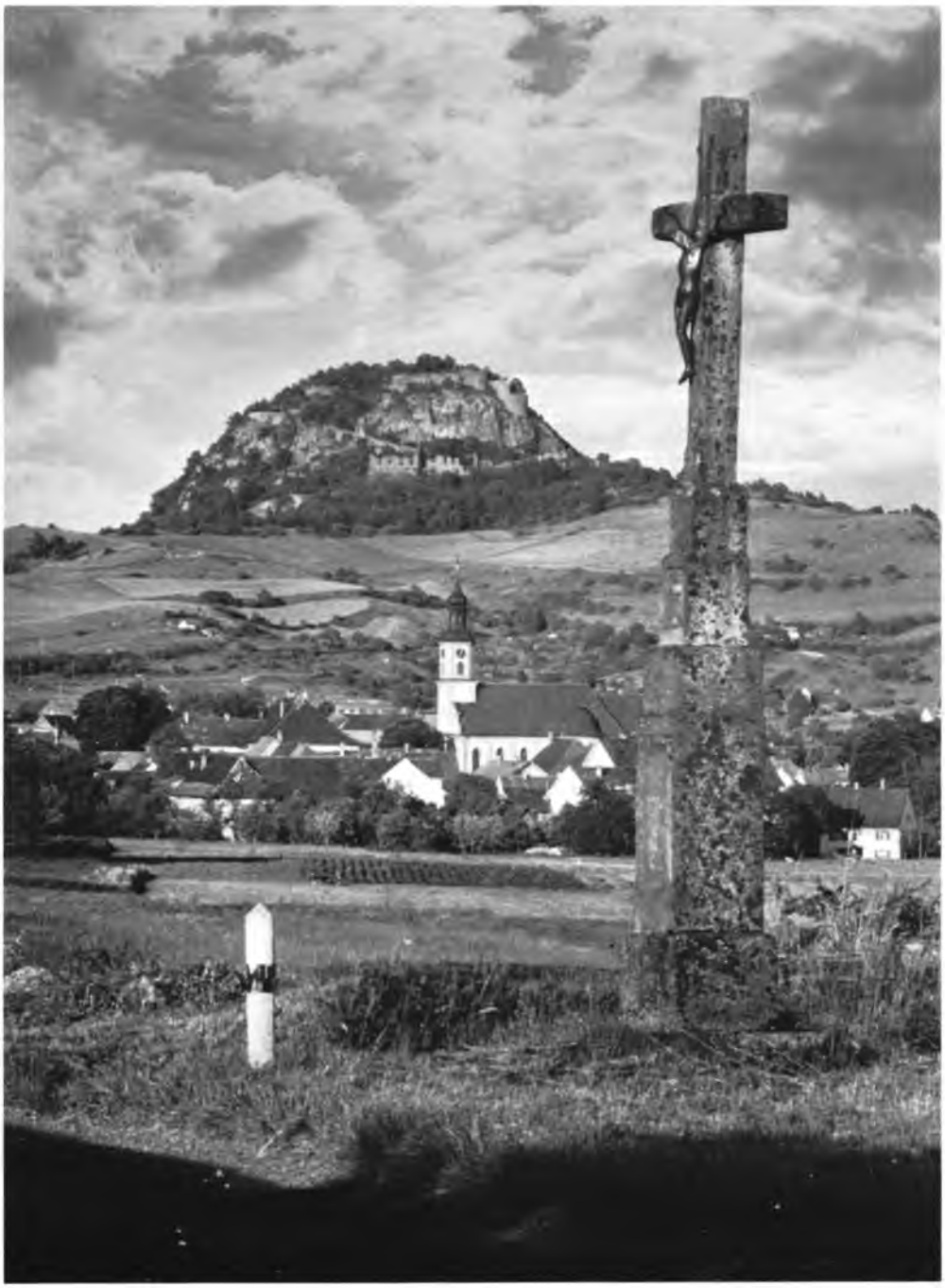
Im Jungtertiär, beginnend vor etwa 15 Mill. Jahren, spielte sich zwischen Bodensee und Randen der ,,Hegau-Vulkanismus" ab. Vor 10 bis 12 Mill. Jahren wurden die basaltischen ,,Magmen" (Hohenstoffeln, Hewen, Hewenegg u. a.) gefördert, während Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg, erst vor 7 bis 9 Mill. Jahren durch Förderung von Phonolith entstanden. Man ist sich heute allerdings nicht mehr ganz sicher, ob diese Altersfolge stimmt. Südöstlich des Hewenegg kam es in der Nähe des Basaltsteinbruches zur Bildung eines Maarsees, in dem bei späteren vulkanischen Eruptionen viele Tiere ums Leben kamen. Dieser Tierfriedhof aus dem sogenannten Unterpliozän wurde in den letzten Jahrzehnten ausgegraben. Am

wichtigsten sind die hier fast vollständig geborgenen Skelette von Säugetieren – ein Novum innerhalb der zahlreichen europäischen, asiatischen und afrikanischen Fundstellen aus dieser Zeit. Es handelt sich dabei um ein elefantenartiges Rüsseltier mit fast 5 m Schulterhöhe (Dinotherium giganteum), um Funde von Mastodon (Vorläufer des heutigen Elefanten), Nashörner und vor allem von zahlreichen dreizehigen Hipparions = Urpferden, um Antilopen und Raubtiere wie etwa den löwenähnlichen Machairodus. Viele dieser sensantionellen Funde sind im Museum zu Donaueschingen ausgestellt.

Bis heute sind sich die Gelehrten nicht einig darüber, wie die Ursachen des Vulkanismus zu erklären sind. Am naheliegendsten dürfte sein, die vulkanische Tätigkeit mit der Alpenfaltung in Verbindung zu bringen; andere erklären sie mit sogenannten Konvergenzströmen in der Erdkruste. Sicher ist nur, daß der Vulkanismus mit den gewaltigen tektonischen Bewegungen jener Zeit zusammenhängt. Gefördert wurde während der vulkanischen Tätigkeit hauptsächlich Asche, die sich zu Deckentuffen bis 100 m Mächtigkeit ausbildete; aus Deckentuff bestehen z. B. der Rosenegg, der Plören, der westliche Teil des Hohentwiel, die Hügel zwischen Hohentwiel und Welschingen, sowie Teile des Hohenstoffeln. Tuff ist die Grundlage der großen Fruchtbarkeit im Hegau, der als Getreide- und Weinland berühmt war. – Erst beim letzten Ausbruch erstarrte das Magma zu einem festen Pfropfen und verhinderte jegliche weitere eruptive Tätigkeit; diese Pfropfen wurden später durch das Eis der Gletscher zu der uns bekannten Kegelform der Berge herauspräpariert. Wir haben es also im Hegau nicht mit Vulkanbergen, wie z. B. dem Vesuv zu tun, sondern eigentlich nur mit „Vulkanruinen". In dem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß bezüglich der Beschaffenheit der Berge zu unterscheiden ist zwischen der westlichen Basaltreihe mit allen Hewen-Bergen und dem Hohenstoffeln (Basaltsäulen!), ein Gestein, das sich vorzüglich als Straßenschotter eignet (Abbau am Hohenstoffeln 1940 durch Reichsnaturschutzgesetz eingestellt; am Hewenegg wird der Basaltschlot in das Berginnere abgebaut). Zur östlichen Phonolith-Reihe gehören der Hohentwiel, Krähen, Mägdeberg mit Schwindel, der Staufen und der kleine Gönnersbohl bei Hilzingen. Charakteristisch für den Phonolith des Hohentwiel ist der goldgelbe, dem Feldspat ähnliche Natrolith; er wurde ehedem abgebaut und u. a. zur Täfelung des Neuen Schlosses in Stuttgart verwendet.

In den 1–2 Mill. Jahren Erdgeschichte umfassenden Eiszeiten, besonders der Riß- und der Würmeiszeit wird, wie wir eben sahen, das Antlitz der Hegaulandschaft modelliert. Typisch sind die Moränen- und die Drumlinbildungen im Bodanrück und Linzgau sowie weit ausgedehnte Schotterablagerungen in der mittleren Hegau-Untersee-Senke. Aus Nagelfluh (= verfestigter Schotter) bestehen der Bodanrück, die Homburg, der Friedinger Schloßberg, zum Teil auch der Rauhenberg, Heilsberg und Buchberg bei Thayngen. Am Sipplinger Berg und bei der Schrotzburg sind die Schotter mit Moränen verbunden. – Aber auch in der Nacheiszeit, d. h. während der letzten 12–15000 Jah-

Romanische Kapelle Goldbach bei Überlingen.
Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen



Blick über Hilzingen auf den Hohentwiel Foto: Dr. Hell, Reutlingen

re, wird das Landschaftsbild durch Schuttablagerung, Erosionen, und nicht zuletzt durch den Menschen verändert.

Ein Wort noch zu unseren Wasserläufen und Seen. Zum Hegau gehören zunächst einmal der liebliche Untersee und der westliche Teil des fjordartigen Überlinger Sees. In herrlicher, unberührter Landschaft träumt auf dem Bodanrück nahe Möggingen, der Mindelsee, nördlich von Radolfzell an der Bundesstraße 34 die 3 Buchenseen – Eiszeitrelikte –. Als Badeseen beliebt sind der Böhringer und der Steißlinger See. – Die Hegauer oder Radolfzeller Aach entspringt als größte deutsche Karstquelle mit einer mittleren Schüttung von 6,5 m^3 /sec. beim Städtchen Aach; es ist das in der oberen Donau versickerte Wasser, weshalb man auch von der Donauversinkung spricht. Es gibt aber in den Jurakalken noch mehrere kleine Karstquellen, besonders die Bleichequelle 1000 m östlich von Welschingen (38 l/sec.) und weitere Quellen bei Ehingen, Welschingen und Neuhausen. Im nördlichen Juragebiet versinken Bäche im klüftigen Kalkstein, etwa bei Hattingen; interessant sind die Trockentäler – Talmühle, Kriegertal, Zimmerholzer Tal – und die Tatsache, daß von Zeit zu Zeit unterhalb von Bittelbrunn das Wasser aufsteigt und über Wochen und Monate hinweg einen See bildet. Weitere Wasserläufe von Bedeutung sind die zwischen Ludwigshafen und Bodman in den Überlinger See einmündende Stockacher Aach und die zum Hochrhein eilende Biber. Eines der schönsten Naturerlebnisse unserer von Feuer und Eis geformten Landschaft aber ist eine Bootsfahrt auf dem Hochrhein von Schaffhausen nach Öhningen und von da durch den Untersee, an der Insel Reichenau und dem mit dem Europa-Diplom prädikatisierten Naturschutzgebiet Wollmatinger Ried vorbei auf dem Seerhein nach dem altehrwürdigen Konstanz.

Herrliche Wälder, satte Wiesen und eine Fülle von seltenen Pflanzen schmücken und bereichern diese morphologisch so ungemein abwechslungsreiche Landschaft. Der Hegau liegt im Schnittpunkt mehrerer Pflanzenwanderwege und hat daher Pflanzen aus gegensätzlichen Heimatgebieten, denen er günstige Standort- und Wachstumsbedingungen bietet: So gedeihen hier Pflanzen alpiner und nordischer Herkunft (z.B. verschiedene Enziane, Mehlprimel, Trollblume), atlantische Arten finden hier ihr östlichstes Vorkommen (z.B. Stechpalme, Sumpfbärlapp), mediterrane Arten kamen über Rhone-burgundische Pforte zu uns (Osterluzei, Orchideen, Reckhölderle) und pontische Pflanzen (z.B. Diptam, Steppenheide, Küchenschelle) aus dem Donauraum und Schwarzmeergebiet. Von den in Deutschland vorkommenden 60 Orchideenarten wächst die Hälfte im Hegau. An den Hängen des Hohentwiels sonnen sich die höchstgelegenen deutschen Weinberge. Die schönsten und lohnendsten Aussichtspunkte im Hegau sind naturgemäß alle Berge, besonders aber der Hohenstoffeln, von dessen Gipfel aus man den ganzen historischen Hegau überblicken kann. Großartige Ausblicke in den Hegau und im Süden zum Untersee und Hochrhein bietet immer wieder die Straße von Bankholzen über Schienen nach Öhningen (empfehlenswert sind Schrotzburg und Herrentisch, Hohenklingen ob Stein am Rhein und der Platz bei der Horner Kirche). Eine wenig bekannte Aussichtsstraße im nördlichen Hegau ist jene von Mühlingen über Zoznegg nach Stockach (Nellenburg!) oder jene von Engen nach Bittelbrunn. Unvergeßliche landschaftliche Panoramen vermitteln der Witthoh, der Haldenhof auf den Überlinger See und in den Hegau, der sogenannte Hegaublick oberhalb Engen an der Bundesstraße 33, der Wannenberg bei Tengen und die vom Randen über Kommingen und das Gewick (am höchsten Punkt treffen hier 7 alte Straßen zusammen) über Tengen herniederführende Bundesstraße 314. Ludwig Finckh sprach einmal vom Hegau als des „Herrgotts Kegelspiel"; da überall liegt es eindrucksvoll und einzigartig zu unseren Füßen.

Bodman

Im Gsicht de See:
Sägel wiß venäehet
Ufer mit Ufer.
En helle Oscht
wirblet e Blau uf
daß d schreie kennsch
vor Glick.

Im Rucke
hinne
gohsch dure Wolke
grie und still
vu allmachts Bueche
in Berg.

Dert hinne
im griene
stille Grund schlooft
s Echo.

Sibefach seis
hani heere sage.
Monnsch
du meesch riefe
obs wohr ischt.

Aber
ob äbbes z riefe wosch
wo it veschricksch
wa sibe-
fach
zruckkunnt uf di?

Bruno Epple

Wald am See

Vergangenheit und Gegenwart

Wilhelm Bernhard, Jestetten

Der unter dem Namen Bodenseegegend bekannte südöstliche Teil des alten Landes Baden, seit Bestehen Baden-Württembergs administrativ dem Regierungsbezirk Freiburg zugehörig, umfaßte bis zur Gebietsreform im Jahre 1974 die Landkreise Konstanz, Stockach und Überlingen. Dieser im südwestdeutschen Alpenvorland inbegriffene Großraum ist zu rd. 30% mit Wald bestockt. 1973 betrug die Waldfläche insgesamt 58 324 ha, – mehr als die Wasseroberfläche des Bodensees von Bregenz bis Stein a. Rh. (= 593 qkm).
Die Wälder liegen – um die räumliche Forstorganisation kurz zu streifen – in den von Ost nach West nahtlos aneinandergrenzenden staatlichen Forstbezirken Überlingen, Pfullendorf, Meßkirch, Stockach, Konstanz, Radolfzell und Engen. Innerhalb dieser Forstamtsbereiche finden sich u. a. auch bedeutende Privatforsten mit eigener Verwaltung und Wirtschaftsführung, wie die des Markgrafen von Baden, des Fürsten von Fürstenberg, des Grafen von und zu Bodman und des Grafen Douglas.

Im Zuge der Neuordnung von 1974 wurden die alten badischen Forstämter Überlingen und Pfullendorf dem Wuchsgebiet schwäbisches Oberland, das Forstamt Meßkirch der schwäbischen Alb zugeteilt. Sie sind somit auch statistisch aus der früheren Bodenseegegend ausgeschieden. Übriggeblieben sind im südbadischen Raum des Landes die Bodenseeforstämter Stockach, Konstanz, Radolfzell und Engen. Dazu kam neuerdings als Grenz- und Sonderfall das Forstamt Jestetten. Ihre gesamte forstliche Betriebsfläche beträgt 32 141 ha. Sie teilt sich nach Besitzkategorien folgendermaßen auf:

	ha	%
Staatswald	6.180	19
Gemeinde- und sonst. Körperschaftsw.	12.833	40
Bundeswald	66	–
Öffentlicher Waldbesitz zusammen	19.079	59
Privatwald mit eigener evtl. forstlicher Wirtschaftsführung	5.178	16
Privatwald mit eigenem forstlichem Betriebspersonal	3.066	10
Privatwald ohne eigenes forstliches Betriebspersonal	4.818	15
Privatwaldbesitz zusammen	13.062	41
Gesamtwaldfläche (forstl. Betriebsfläche)	32,141	100[1])

Auf dieses Gebiet nun, im wesentlichen also auf die Bodenseeumrandung und deren landschaftliches Kernstück, die Halbinsel Bodanrück, wollen wir unsere weitere Betrachtung richten. Dabei soll, besonders im historischen Rückblick, auch die „alte" Bodenseegegend mit ihren fernerabgelegenen Waldungen nicht völlig außer acht gelassen werden.
Die im Tertiär vorgeformte Landschaft hat während der Würmeiszeit Gestalt und den letzten Schliff erhalten. Nennenswerte alluviale Züge weist sie kaum auf. Hügel und Berge steigen von der Höhe des Seespiegels (396 m ü.d.M.) bis 800 m hoch an. Eine Ausnahme bildet die Ebene der Hegau-Niederung. Molasse, wie die Geologen die tertiären Ablagerungen am Alpenrand nennen, bildet ringsum den Untergrund. Besonders markant tritt sie mit lotrecht abstürzenden Felswänden zwischen Überlingen und Ludwigshafen zutage und gegenüber im Bodmaner Echotal. Die Schlösser von Meersburg und Heiligenberg stehen auf Molas-

Stadtwald Konstanz, Distr. Schwarzenberg, Grabhügel Foto: Walter Tilgner, Konstanz

sefelsen. Bodanrück, Schienerberg, Gehrenberg, der Thurgauer Höhenrücken und andere hervorstechende Bergzüge bestehen aus Molasse, häufig von Deckenschotter überlagert. Ortweise durch Terrassen unterbrochene, unruhige Steilhänge, Rutschhalden und tief eingeschnittene Täler charakterisieren hier die Geländeformen. Bekannt sind die ruinengekrönten, malerischen Phonolit- und Basaltkegel Hohentwiel, Hohenhöwen, Hohenstoffel, Hohenkrähen und andere Wahrzeichen des Hegaus, in Jahrmillionen selbst zu Ruinen gewordene Reste des tertiären Vulkanismus. Das Stockacher Hügelland setzt sich überwiegend aus Molasserücken zusammen, zwischen denen sich im nachfolgenden Diluvium Moränenschutt abgelagert hat. Im Salemer Tal und auf dem südöstlichen, dem Gnadensee zugewandten Teil der Bodan-Halbinsel fallen sanftgeschwungene, ovale, bewaldete Hügel auf:

Drumlins, auch Schweinerücken geheißen. Sie treten meist herdenweise und immer in der ehemaligen Gletscherrichtung auf, von SO nach NW.

Die seenahen Wälder stocken durchweg auf Molasse- und Moräneboden. Zwischen der Jungmoränelandschaft und der westlichen Altmoräne, welche die höheren Lagen im Norden des Gebietes einnimmt, bildet die Ablach eine Grenze. Die Böden sind ihrer Herkunft nach vielgestaltig und weisen naturgemäß in den einzelnen Wuchsbezirken beträchtliche Unterschiede auf. Doch bilden sie im allgemeinen lockere, nährstoffreiche, fruchtbare Substrate. Das ausgeglichene, milde Binnensee-Klima mit einer erstaunlichen Lichtfülle, deren Intensität im Sommer diejenige von Davos übertrifft, begünstigt Gemüsekulturen, Obst- und Weinbau. Es erlaubt im Wald den Anbau aller einheimischen Baumarten und einiger Fremdländer. Das Arboretum auf der Insel Mainau ist weithin bekannt.

Von Bedeutung für den Waldbau ist der Umstand, daß über die Hälfte der Niederschläge, die im Jahresdurchschnitt je nach Exposition und Höhenlage 700–900 mm bringen, in die Vegetationszeit fällt. In den seenächsten, tiefen Lagen werden die geringeren Regenfälle durch erhöhte relative Luftfeuchtigkeit ausgeglichen. An etwa 35 Tagen im Jahr breiten sich überm See und den benachbarten Landstrichen Nebel aus. „Im Winter hont mer de Nebel und im Sommer de B'such", klagen die Seehasen mit ihrem trockenen Humor.

Die Frühsiedler um den See können nicht allzutief in die damaligen Urwälder eingedrungen sein. Größere Einbrüche erfolgten erstmals zur Zeit der alemannischen Landnahme. Der alemannische Bauer brauchte offenes Land und das war allein durch Rodung zu gewinnen. Die bis dahin noch weitgehend unberührten Wälder dienten mit ihren vielfältigen Holz- und Nebennutzungsmöglichkeiten dem allgemeinen Gebrauch. Sie waren Weide- und Jagdgebiet, bildeten zugleich aber auch die „marca", die Grenze zwischen den einzelnen Marktgenossenschaften. Beim Landausbau wurden dann, unterstützt und gefördert von den Klöstern, weitere und weit größere Waldflächen durch Brand in Kultur gebracht. Rodungen galten als wohlgefällige Werke. Der nachfolgende Flachs- und Rebanbau brachte Neubruchzinsen.

Nach dem Untergang des alamannischen Herzogtums hatten die fränkischen Herrscher im Hegau ein umfängliches Krongut geschaffen und an sich genommen. Land und Wald bedeuteten Macht! Beispielhaft ist die mit der Siedlungs- und Territorialgeschichte eng verwobene Eigentumsentwicklung der Wälder auf dem Bodanrück, der zum Reichsgut gehört hat. Andernfalls hätte Karl Martell 724 das Inselkloster Reichenau nicht so großzügig mit Dörfern und Wäldern aus dem Fiskus Bodman ausstatten können. Der Klostergründer Abtbischof Pirmin und seine Nachfolger im Amt haben ein halbes Jahrtausend lang den weitaus größten Teil des Bodanrück beherrscht und besessen, bis der deutsche Ritterorden auf den Plan getreten ist. 1272 verzichtete der Abt zugunsten der Weißmäntel auf seine Rechte an der Insel Mainau, an Allmannsdorf, Litzelstetten und Dingelsdorf. Später kam noch Dettingen dazu. Der Burghof, das einsam im Wald bei Wallhausen hoch überm See thronende alte Försterhaus, kündet von der Zeit der Ordensritter. Die unweit davon in der Waldestiefe verborgene St. Katharina-Schlucht schied einst Mainauisches von Bodman'schem Territorium. Heute bildet sie die Grenze zwischen gräflich Bodman'schen und staatseigenen Forsten.

Wie die Reichenau, so verfügten auch die Klöster St. Gallen, Petershausen, Salem, Öhningen, Schienen und das Frauenkloster St. Katharinental über reiches Waldeigentum im westlichen Bodenseegebiet und darüber hinaus. Das Bistum Konstanz hatte um seinen Herrensitz im Massiv des Güttinger Waldes Eigentums- und Nutzungsrechte. Zu weiterem wertvollem Waldbesitz entlang des Gnadenseeufers kamen die Konstanzer Kirchenfürsten, als sie 1540 mit der Inkorporation des Inselklosters Herren der Reichenau geworden waren.

Waldlandschaft Schienerberg bei der Schrozburg Foto: Dr. R. Jahn

Den meisten dörflichen Gemeinschaften war es gelungen, sich Holz-, Mast- und Weiderechte für immer zu sichern, „ihren" Wald früh- und rechtzeitig in eigene Hände zu bekommen. Andere dagegen blieben jahrhundertelang in Abhängigkeitsverhältnissen oder waren auf gemeinsame Nutzung angewiesen. Gelegentlich entstanden Gemeindewälder auch durch Schenkung, häufiger hingegen zur Ablösung drückender Lasten, die in Form von Holz- und Nebennutzungen, Streulaub- und Weiderechten auf ehemals geistlichem Besitz ruhten. Nach der Säkularisation suchte sich der junge badische Staat ihrer alsbald zu entledigen. Noch 1872 bekam die Gemeinde Schienen jährlich 50 Wagenladungen „Gnadenlaub" aus dem Domänenwald.

Mit ihrem Aufblühen haben auch die Städte um den See Waldeigentum erworben, mehrten oder vergeudeten es wieder. Radolfzell ist schon früh als waldbesitzende Ausmärkerin in Erscheinung getreten. Das reizvolle Friedinger Schlößle erinnert daran, daß die Stadt 1539 durch die Belehnung mit Friedingen auch das umliegende Waldland erworben hat. Die Stadt Konstanz, im Gegensatz zu ihren begüterten Bischöfen forstlich ein Habenichts, kam erst in jüngster Zeit durch die Eingemeindungen von

Wollmatingen 1934 und weiterer Nachbarorte 1974 zu eigenem Waldbesitztum. Überlingen, im 13. Jahrhundert eine der reichsten Städte Oberschwabens, hatte schon immer stolze Wälder. Das zu jener Zeit ins Leben gerufene Spital zum Heiligen Geist in Überlingen war Ende des Mittelalters Grundbesitzer in rund 100 Ortschaften. Noch in der Gegenwart zieht sich der Überlinger Spitalwald durch drei staatliche Forstbezirke hin.

Alte Bergfesten und deren Ruinen, Wasserburgen und Schlösser stehen rings um den See. Zu allen gehörte einst Wald und deshalb spielt, historisch bedingt, der Privatwaldbesitz ehemaliger Standes- und Grundherren im Hegau und Linzgau flächen- und leistungsmäßig eine überragende Rolle.

Die bekannten politischen Ereignisse der napoleonischen Ära an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatten einschneidende Territorial- und Eigentumsänderungen zur Folge. Im Zug der Säkularisation sind die Reichsstifte Salem und Petershausen aufgelöst worden. Ihre Güter wurden den Markgrafen von Baden als Entschädigung für linksrheinische Gebietsverluste in Frankreich zugesprochen. Die auf nunmehr badischem Hoheitsgebiet am Bodensee, am Hochrhein und in der hinteren Herrschaft Tengen gelegenen Forsten des Hochstifts Konstanz und des Deutschritterordens gingen nebst zahlreichen kleineren und größeren Klosterwaldungen an das junge Kurfürstentum über. Bei diesen Transaktionen mußten auch weltliche Herren Federn lassen. 1811 wurde fürstlich Auersperg'scher Besitz im Hegau vom badischen Domänenärar käuflich erworben. 1812 veräußerte Fürst von Schwarzenberg die ihm nach der Mediatisierung verbliebenen Rechte und Eigengüter am Hochrhein (im späteren Zollausschlußgebiet) an Baden. Turbulente Zeiten! Der Gailinger Staffelwald, Eigentum des Klosters St. Katharinental/Thurgau war 1803 an Österreich gefallen. 1807 kam er zunächst in württembergische, 1810 in badische Hände. 1821 ans Kloster zurückgegeben, wurde der Staffel 40 Jahre später vom badischen Domänenärar erneut käuflich erworben. Was ist nicht alles im Lauf der Geschichte mit unseren Wäldern geschehen! Gekauft, getauscht, als Mitgift, zu Lehen und Afterlehen gegeben, allodisiert, vererbt, verschenkt und verschachert, erstritten und erschlichen sind sie worden. Daß es im 12. Jahrhundert auf der Reichenau Profis in Sachen Grundstücksschwindel und Urkundenfälschung gegeben hat, ist ein offenes Geheimnis.

Zahlreiche Urkunden weisen auf Eigentumsentstehung, Besitzstand und Grenzen hin. Von der **Behandlung** des Waldes ist darin allerdings kaum die Rede. Für unsere Vorfahren war er ein **scheinbar** unerschöpflicher Rohstoffquell. Endlich an der Wende zur Neuzeit tauchen unter dem Druck zunehmender Holzverknap-

Aus Schirmschlag-Verjüngung hervorgegangener 120j. Buchen-Reinbestand auf dem Bodanrück (Staatswald Konstanz) Foto: Günter Bernhard, Allensbach

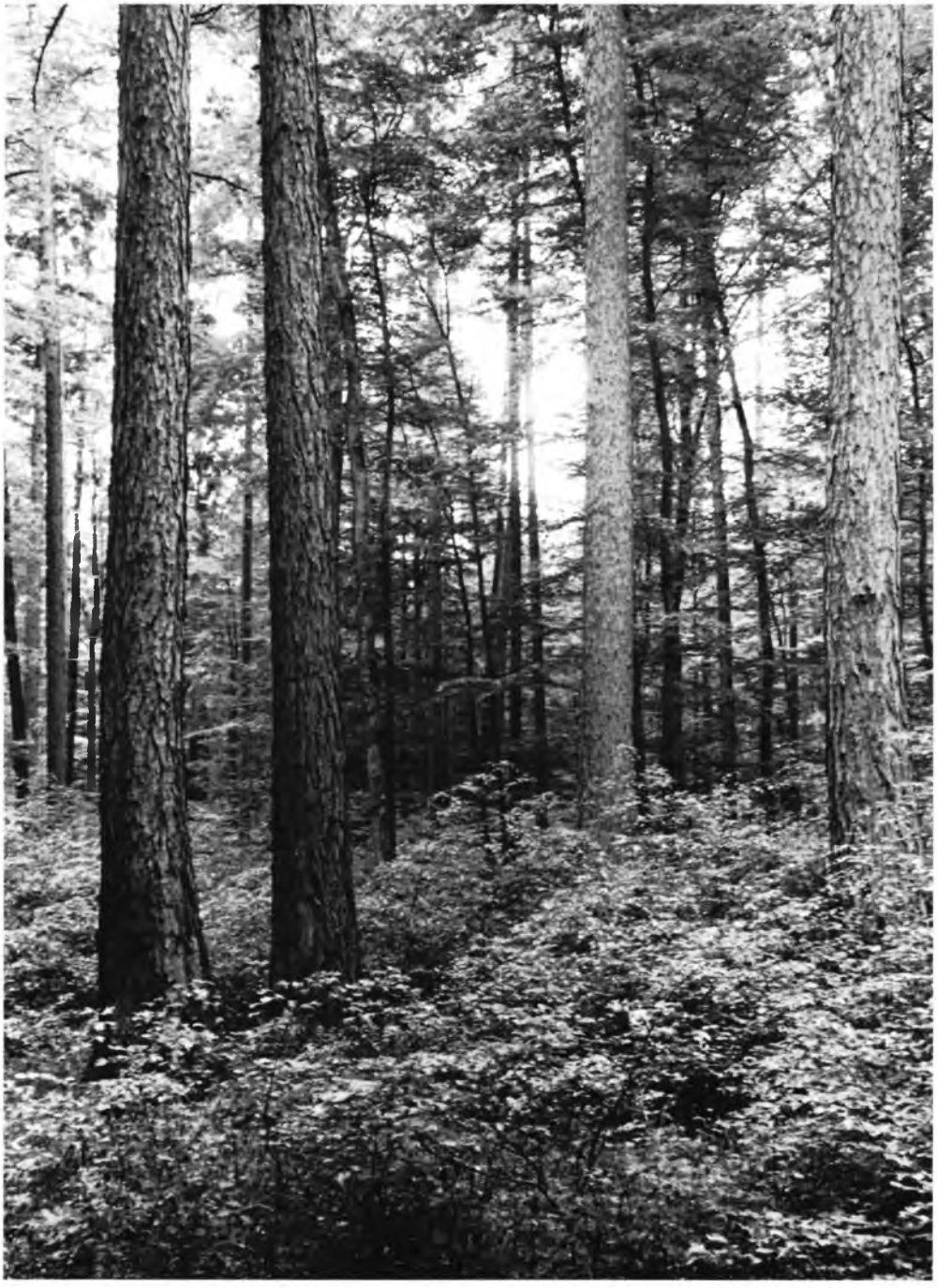
St. Katharina-Schlucht, uralte Grenze zwischen gräflich Bodmanschem und ehedem deutschordensritterschaftlichem Waldeigentum.
Foto: Günter Bernhard, Allensdorf

pung erste Forstordnungen auf. Dabei mag neben der oft zitierten ,,Angst vor Holznot" vielleicht auch die in der Renaissance allgemein gewandelte geistige Einstellung zur Natur Pate gestanden sein. Schon 1464 hatte die Wollmatinger Offnung in einem Abschnitt ,,von dero Hölzer und Aynungen wegen" erstmals Pflichten und Rechte der Waldbenutzer schriftlich fixiert. Eine reichenauische Waldordnung des Abtes Georg von 1519 und die Heiligenberger Forstordnung des Grafen Friedrich von Fürstenberg aus dem Jahre 1615 entsprangen gleichen Sorgen. Alle wandten sich gegen Holzverschwendung und Waldverwüstung.
Neben wahllosen, ungeregelten, plenterartigen Hieben nutzte man seit dem 16. Jahrhundert die Ausschlagfähigkeit der Laubbäume in einem Gebiet, das vom Standort her für Mittel- und Niederwaldformen geradezu prädestiniert war. Aus einem Beschrieb der an den Mindelsee angrenzenden hochfürstlich-konstanzischen Kameralwaldungen aus dem Jahre 1768 läßt sich unschwer ein Bild vom Waldaufbau jener und der vorausgegangenen Zeit gewinnen. In der Hauschicht, dem Unterholz, dominierten teils Weichhölzer – durchweg stockausschlägige Birken, Weiden, Hasel-, teils Eichen, auf 80% der Fläche aber Buchen. Nur einige spärliche Fichten oder Forlen waren übergehalten. Eine anno 1776 von K. K. Oberjäger Liebherr aus Winterspüren auf Gemarkung Bodman durchgeführte Waldvisitation ergab das gleiche: weder Eichen noch forlenes oder tannenes Bauholz war stehengelassen worden. Wie im Gemeindewald so waren auch im freiherrlichen überall in jungen und älteren Schlägen ,,wenig oder gar kein Waldrecht (Überhälter) oder Sämlinge (Samenbäume) stehen geblieben". Die Verantwortung wird dem Waldmeister in die Schuhe geschoben, der sie ,,stahn zu lassen nicht Leiden" wollte. Auf diese Weise verringerten sich überall die Holzvorräte und verarmten die Bestände. Daß auch die kriegerischen Ereignisse im ausgehenden 18. Jahrhundert den ohnehin schon ausgepowerten Wäldern schwere Wunden geschlagen haben, läßt sich denken. Vom Wahlwieser Bogental bis hinauf nach Liptingen waren den Waldbesitzern von Freund und Feind, österreichischem und französischem Militär, größte Schäden zugefügt worden. Infolge der Kriegslasten waren die Gemeinden völlig verschuldet. Um ihrer Schuldenlast Herr zu werden, griffen sie nun noch stärker als zuvor in die Waldbestände ein. Es war ein Teufelskreis.
In der Bodenseeumrandung, der natürlichen Region des submontanen Buchenwaldes, blieb schließlich die **Rotbuche** der beherrschende Waldbaum. Hier in ihrem Optimum wußte sie sich mit ihrem Schattenerträgnis, ihrer Ausschlags- und Verjüngungsfreudigkeit gegen jegliche Konkurrenz durchzusetzen. Ohne Zweifel hat die Buche den Grundstock der Mittelwaldwirtschaft gebildet. Ob diese wirklich je in

ihrer **klassischen** Form betrieben worden ist, bleibe dahingestellt. Die Buche jedenfalls, ehedem bedeutendste Brennholz-, Laubstreu- und Eckerichproduzentin, ist bis zur Stunde ein Charakterbaum der Bodenseelandschaft geblieben. Lediglich auf der trockenen Schotterebene um Singen hatten einmal **Eiche** und **Hainbuche** ihre Stelle eingenommen. Wohl deshalb, weil die Rotbuche im Überfluß vorhanden gewesen ist, findet sie in den alten Forstordnungen kaum Erwähnung. Anders die **Eiche,** der schon immer größte Beachtung geschenkt worden ist. Sie allein genoß besonderen Schutz. Im Unterschied zur Buche mußte sie wegen ihrer Verwendung als Haus-, Brücken-, Torkel- und Schiffbauholz weit größere Dimensionen erreichen. Und das brauchte eben seine Zeit bei ihrem gemächlichen Wachstumsgang. ,,Ohne Holz kein Wein", hieß es, – Eichenholz wohlverstanden, das als Werkstoff für Fässer und Bütten unentbehrlich gewesen ist. Rings um Gnaden- und Überlingersee und am Seerhein blühte der Rebbau. Noch inmitten des letzten Jahrhunderts hat die Kellerküferei unglaublich viel Eichenholz verschlungen. Dennoch wurde damit hausgehalten. Daß bis in die Gegenwart Relikte uralter Eichenbestände und mehrhundertjährige markante Einzelbäume erhalten geblieben sind, ist bemerkenswert. Mit ihren weitausladenden Kronen sind diese Baumgestalten die eindrucksvollsten Zeugen vergangener Mittelwaldwirtschaft. Alle anderen Laubbäume, die Aspe, Erle, Birke, Salweide, Esche, Ulme, Linde und Hainbuche, der Ahorn, Hasel und Maßholder, auch Wildobstarten, haben vorwiegend zur Unterholzbestockung der Ausschlagwälder beigetragen.

Die Nadelbäume, von Natur aus in der Minderheit, waren dazu verurteilt, im Laubhholzgewirr der Ausschlagwälder unterzugehen. Die **Fichte** (Rottanne), schon vor vielen Jahrhunderten in einem ersten ,,Vorstoß" von Oberschwaben her auf der Altmoräne nach Westen vorgedrungen, war späterhin ausschließlich von Menschenhand in der Laubwaldregion am See angesiedelt worden. Mit Gewißheit seit dem 17. Jahrhundert, wenn nicht schon früher. Die **Tanne** (Weißtanne) mag wohl die ihr zusagenden höheren Lagen, Schluchtränder und dergleichen schon immer in geringem Umfang bestockt haben. Gelungene Naturverjüngungen aus letzter Zeit und sehr alte, wüchsige Tannen beweisen freilich, daß sie selbst in den Tieflagen der Seeumrandung vorzüglich gedeiht. Die Erklärung für die Tatsache, daß Fichte und Tanne ausgangs des 18. Jahrhunderts ein Aschenbrödeldasein geführt haben, ist einleuchtend. ,,Neben einseitiger Auslese und künstlicher Förderung der vom Stock ausschlagenden Laubbaumarten wurden die Nadelbaumarten, wie anhand von Archivalien ausgewiesen werden konnte, ausgemerzt."[2] Ausnahmen bestätigen die Regel: in der Schotterebene auf einem, wie man meinen sollte, eher ungeeigneten Standort, hat sich die Weißtanne seit dem 16. Jahrhundert bis heute behauptet. Sie hat den Distrikten Groß- und Kleintannenwald bei Singen ihre Namen gegeben. Auf armen, trockenen Böden autochthon, hat sich die **Forle** (Kiefer) zäh und stetig weitere Gebiet erobert, obwohl sie ,,fleißig ausgehauen" worden ist. In allen Wäldern, egal, wem sie gehörten, herrschten bis zum Inkrafttreten des badischen Forstgesetzes 1834 schonungsloser Vieheintrieb und eine derartige ,,Bestreuung, daß nicht ein Laub dem Walde verbleibt." ,,Die Waldungen", steht in einem Ersteinrichtungswerk der späten 30er Jahre des verflossenen Jahrhunderts zu lesen, ,,sind so ruiniert, daß nichts anderes übrig bleibt, als den größten Teil in Forlenwald umzuwandeln . . ." Und also hat man die Forle, ihre Pioniereigenschaften nutzend, durch breitwürfige Saaten mit mehr oder minder großem Erfolg in die mißhandelten Buschwälder eingebracht.

Bliebe noch, über die **Lärche** ein Wort zu sagen. Schon bevor es mit den Ausschlagwäldern dem Ende zu gegangen war, zwischen 1780 und 1810, sind in der Umgebung von Salem, Hegne, Schloß Langenstein und auf der höchsten Erhebung des Bodanrückens die ersten Lärchen eingesät worden. Eine weitere Lärchen-Welle



Forstverwaltung Graf Douglas – Prinz zu Fürstenberg, Lärchen-Altholz mit Buchen Foto: Dr. R. Jahn

überzog vor 120 Jahren das Land. Damit nähern wir uns bereits einem Zeitabschnitt, in dem beim privaten Großwaldbesitz und in den Staatsforsten die Umwandlungen der ehemaligen Mittel- und Niederwälder in schlagweisen Hochwald schon ziemlich weit fortgeschritten waren. In den Domänenwaldungen galt seit den 60er Jahren die Erziehung gemischter Hochwaldbestände als oberster Grundsatz, dem sich schließlich auch die Gemeinden beugten. 1871 sah das Baumartenverhältnis in den Staats- und Korporationswaldungen der Bodenseegegend folgendermaßen aus:

Fichte 31, Tanne 1 Forle/Lärche 13	= Nadelholz 45%
Buche 45, Eiche 3	= Laubholz 55%

sonst. Laubhölzer 7

Buche und Fichte sollten Hauptholzarten bleiben, da sie ,,sowohl den Bedürfnissen der Gegend, als den Standortsverhältnissen angemessen" seien. Bis 1897 hatte die Fichte auf Kosten der Buche weitere 5% der Waldfläche erobert. ,,Aus den Einrichtungswerken ergibt sich, daß die Planung während dieses Zeitraumes die Tendenz des Betriebsvollzugs zu einer verstärkten Einbringung dieser Baumart zu dämpfen versuchte. Man kannte bereits die Nachteile der Fichte, vor allen Dingen ihre Sturmgefährdung . . ."[3] Der Sturm ist nun einmal im westlichen Bodenseegebiet der Waldfeind Nummer eins! Trotzdem setzte man weiterhin auf die Fichte – Rendite mit Risiko! –, zumal es mit dem Tannenanbau gehapert hat. Resignierend streckten die Forstleute im wahren Sinne des Wortes vor dem Rehwildverbiß die Waffen. Sie beschränkten sich auf Fichte, Forle und Lärche. Hieraus sind dann die in Fachkreisen als ,,Bodensee-Mischung" bekannten, charakteristischen Bestände hervorgegangen: Forle, Fichte, etwas Lärche, dazu reichlich Buche im Unter- und Zwischenstand.

Der allgemein angestrebte, mehr oder minder gleichalterige schlagweise Hochwald hat sich als zweckmäßige Bestandsaufbauform bewährt. Bereits 1810 war der erste ,,Schirmschlagerlaß" erschienen, und über Dezennien hinweg wurde am Bodensee großflächig und großzügig im Schirmschlag verjüngt. Das kam natürlich allein der Buche zugute. Gegen die Jahrhundertwende ging man in den Staats- und Gemeindewaldungen zur horst- und gruppenweisen Verjüngung im Femelschlag über. Die damit angestrebte Ungleichalterigkeit innerhalb der Bestände ließ sich jedoch unter den gegebenen standörtlichen Bedingungen nicht erzwingen.[4] Die ,,Löcherwirtschaft", wie sie von den Forstleuten am See abschätzig genannt worden ist, riß die Althölzer vorzeitig auf und führte zu den größten Sturmschäden. Sie wurde deshalb alsbald wieder fallen gelassen. An ihre Stelle trat nun die Saumverjüngung, wobei die Hiebe von NO nach SW, der Hauptsturmrichtung entgegen, geführt wurden. Wo ein Altbestand zur Verjüngung untauglich war oder diese mißlang, ist schon immer kahlgehauen und gepflanzt worden. Daß aus solchen künstlichen Nadelholzkulturen in Verbindung mit den von der Natur gratis gelieferten, üppig ankommenden Laubbäumen wirtschaftlich hochwertige und ästhetisch mustergültige Bestände hervorgegangen sind, wird niemand bestreiten. In den öffentlichen Waldungen durften Buche, Eiche, Fichte und Forle nur dort, wo sie keine Fällungsschäden verursachen konnten, übergehalten, d.h. in die Jungbestände übernommen werden, in die sie alsdann einwachsen sollten. Daß es mit dieser amtlichen Vorschrift nie sonderlich genau genommen worden ist, beweisen die unzähligen stattlichen Forlen-, Lärchen- und Eichenüberhälter, die sich allerorten vorfinden. Im Großprivatwald waren schon immer Überhaltbetrieb und Buchenstarkholzzucht nachhaltig gefördert worden. Eindrucksvolle Bestände sind das Ergebnis.

Wie die Forsteinrichter um 1925 einhellig bestätigten, hatten die Wälder am See zu jener Zeit ein Optimum an Masse und Wert erreicht. Soweit sie der öffentlichen Hand gehörten, waren der stehende Holzvorrat mit durchschnittlich 257 Vfm D je ha und der dGz mit 7,4 fm an einem zuvor nie erreichten Stand angelangt.[5]

Hatte sich die waldbauliche Entwicklung im großen und ganzen stetig aufwärts und in gewollten Bahnen bewegt, so ist sie am Ende des Zweiten Weltkriegs infolge von Naturereignissen höherer Gewalt den Eigentümern und Betreuern der Forsten fast völlig entglitten. Die von verheerenden Stürmen begleitete Borkenkäferkatastrophe 1945–1950 ist als schmerzliches Kapitel in die Forstgeschichte des Landes eingegangen.

Wenn Alb und Schwarzwald im Frühjahr noch unter Eis und Schnee stöhnen, können aus den seenahen Wäldern angesichts der hierzulande gewöhnlich recht milden Winter Stamm- und Schichthölzer auf gut ausgebauten Waldstraßen zu den Verbrauchsorten abgefahren werden. Manche Verarbeiter, wie die Zellstoffindustrie, sind auf diese jederzeit leicht erreichbare Rohstoffquelle existenzbedingt angewiesen. Andererseits bietet immer wieder vielen Gemeinden der eigene Waldbesitz eine gewiße finanzielle Stütze, sei es als Beitrag zum ordentlichen Haushalt, sei es zur Teilfinanzierung außerordentlicher Investitionsvorhaben. Im Forstwirtschaftsjahr 1976 (1.10.75–30.9.76) haben Staats- und Gemeindeforstbetriebe im Bodenseeraum 98 540 fm Rohholz auf den Markt gebracht, – etwas mehr als der planmäßige ordentliche Jahreshiebssatz beträgt (94 790 fm).

Der Zuwachs ist bei **allen** Baumarten überdurchschnittlich hoch. Tanne und Fichte überflügeln sogar ihre berühmten Schwestern im Schwarzwald. Forle, Lärche und Buche erreichen Spitzenleistungen an Masse und Wert. Wenn es in 120 Jahren, der Lebensspanne einer einzigen Baumgeneration also, gelungen ist, durch Umwandlung größtenteils devastierter Ausschlagwälder in nutzholztüchtigen Hochwald insgesamt gesehen den Zuwachs und damit auch die Nutzung zu verdoppeln, ortweise zu verdreifachen, so erhellt daraus, welche **wirtschaftliche** Wertschätzung dem Wald entgegengebracht worden ist. Man kann nicht umhin, diesen Wert und seine unbedingte Bewahrung auch heute noch in den Vordergrund zu stellen. Ist er doch im Grunde genommen die treibende Kraft für die Waldpflege und bildet die Voraussetzung für die Waldsubstanzerhaltung schlechthin. Die Waldpflege leistet zugleich einen wichtigen Beitrag zur Gestaltung einer Freizeit-Landschaft von anerkannter überregionaler Bedeutung und zur Sicherung der Sozialfunktion. Auf Schritt und Tritt sind Erholungseinrichtungen jeglicher Art in den Wäldern aller Besitzkategorien anzutreffen: Park-, Rast- und Zeltplätze, Spielwiesen, Lehr- und Sportpfade, Wander- und Reitwege, Wildgehege, ein Golfplatz u.a.m. Mitunter frägt man sich, ob nicht zu viel des Guten getan worden ist. Schon wird von eidgenössischen und deutschen Naturschutzkreisen ein weiträumiger ,,Naturpark Bodanrück-Schienerberg" angestrebt, der sich bis in den Kanton Schaffhausen hinein erstrecken soll.

Im Dreieck Singen-Radolfzell-Steißlingen geht es um handfeste wirtschaftliche Interessen. Es ist damit zu rechnen, daß in absehbarer Zeit 500–600 ha Wald vorübergehend oder auf Dauer anderweitigen Nutzungen zugeführt werden, der Kiesgewinnung, der Industrie- und Siedlungsausweitung, dem weiteren Ausbau eines ohnehin schon engmaschigen Verkehrswegenetzes. Im Kampf um die geplante Autobahn und deren Trassenführung über den Bodanrück erhitzen sich seit Jahren die Gemüter. Kein Wunder, – stehen doch annähernd 9/10 der Wälder auf dieser schmalen Landzunge unter Natur- oder Landschaftsschutz.

Insgesamt 3 193 ha nehmen im südbadischen Bodenseeraum die Flächen mit Schutzwaldcharakter ein: Erosions- und Imissionsschutzwälder, Wasserschutzwälder und solche in Naturschutzgebieten. Hier wird die bunte Vielfalt der herkömmlichen Wirtschaftsforsten ergänzt und bereichert durch Waldformen, die ausschließlich ihrem Sonderzweck gemäß behandelt werden oder völlig von der Axt verschont bleiben: urige Schluchtwälder in feucht-dumpfen Tobeln, Baum- und Buschweidenansiedlungen um Toteislöcher, erlenbruchartige Bestockungen in verlandeten Rieden und über allem großflächige Buchen-Laubbaum-Bestände auf abschüssigen

Molasse-Rutschhängen, die kaum eines Menschen Fuß betritt.

Anmerkungen:

[1] Soweit nichts anderes vermerkt, sind die Zahlenangaben dem Forststatistischen Jahrbuch 1976, 24. Jahrgang, herausgegeben vom Bad.-Württ. Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt, entnommen.

[2] Otto Josef **Seitschek,** Die Weißtanne im Bodenseegebiet. Forstwissenschaftliche Forschungen, Beiheft zum Forstwissenschaftlichen Zentralblatt Nr. 26/1967 (Verl. Paul Parey Hamburg und Berlin).

[3] Eugen **Huber,** Die Auswertung der Forsteinrichtungsstatistik. Vortrag anläßlich der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft für Forsteinrichtung in Bodman 1977.
(Unveröffentlichtes Manuskript, dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt).

[4] Der an sich dankenswerte Versuch eines unabhängigen Waldeigentümers, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg seinen rd. 120 ha großen, vorratsreichen, gleichalterigen Hochwald auf dem Bodanrück gezielt in einen Blenderwald umzuwandeln, mußte aus dem gleichen Grund scheitern. In kürzester Frist hatte die Buche das Feld beherrscht. Die kleinflächigen Nadelholzkulturen waren im Buchenmeer unrettbar verloren.

[5] Vfm D = Vorratsffestmeter Derbholz.
dGz = durchschnittlicher Gesamtzuwachs. dGz 7,4 bedeutet – auf 100 Jahre bezogen – einen durchschnittlichen jährlichen Gesamtzuwachs von 7,4 fm je ha. – Zahlenangaben nach Eugen **Huber, a. a. O.**

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg, aber nur eine Baden-Württembergische Bank.

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen Zeitpunkt mit unseren Krediten. Für unsere Kunden sind wir nicht irgendeine Bank in Baden-Württemberg. Für sie sind wir „Die Baden-Württembergische Bank". Und das nicht erst seit gestern.
Übrigens: Kennen Sie schon unsere Gold- und Silbermünzen-Abonnements und unsere Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für Numismatiker? In Goldmünzen sind wir führend.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK
Ihre Vertrauensbank im Land
BW BANK

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK
AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (07 11) 20 94-1 – ehemals Württembergische Bank
7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (07 21) 140-1 – ehemals Badische Bank
7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (0 71 31) 8 84-1 – ehemals Handelsbank Heilbronn AG
90 Geschäftsstellen im ganzen Land

Konstanzer Rathaus

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Vom Rebgut und Dichtersitz zum Naturschutzgebiet und Sportkurzentrum

Aus der wechselvollen Geschichte der Halbinsel Mettnau bei Radolfzell

Franz Götz, Radolfzell / Singen (Hohentwiel)

Vor hundert Jahren wurde die Mettnau der literarisch interessierten Öffentlichkeit bekannt, weil der Dichter Joseph Viktor von Scheffel 1876 ein auf dieser Radolfzeller Halbinsel gelegenes, über 80 ha großes Landgut gekauft hatte und das dort stehende, ehemals städtische Rebhaus zu einem Schlößchen umbauen ließ.

Heute ist die Zahl derer, denen die Mettnau bekannt ist, erheblich größer als zu Scheffels Zeiten; denn seit 20 Jahren konnten viele tausend Menschen die Segnungen der „Mettnau-Kur" genießen. Die Radolfzeller Bewegungstherapie unter dem Motto „Heilung durch Bewegung" ist zu einem medizinischen Qualitätsbegriff geworden und hat dem guten alten Namen der Stadt Radolfzell neuen Glanz verliehen.

Östlich der Mettnau-Kuranlagen liegt ein seit 1930 unter Naturschutz gestelltes „urweltlich schönes Eiland", ein unberührtes Pflanzen- und Vogelparadies, unberührt wie in den Tagen, als Bischof Radolf von Verona 826 am Ufer des Untersees seine Zelle erbaute, neben der sich später die Stadt Radolfzell entwickelt hat.

Lage, Name, Frühbesiedlung

Die Mettnau ist eine sich von Radolfzell knapp 3,5 km in südöstlicher Richtung erstreckende, bis zu 800 m breite Halbinsel. Sie ragt weit in den blanken Spiegel des Untersees hinein, trennt den Markelfinger Winkel vom Zeller See und weist wie ein langer Finger auf die von der äußersten Mettnauspitze nur wenig mehr als 2 km entfernte Insel Reichenau.

Der westlichste, stadtnahe Teil der Mettnau, der früher „auf dem Hardt" genannt wurde, ist größtenteils bebaut. Hier finden wir neben Sportplätzen und der Seebadeanstalt das städt. Krankenhaus, die Kurklinik, Sanatorien, Kurpensionen, die Mettnauschule und eine Vielzahl ruhig gelegener moderner Wohnhäuser.

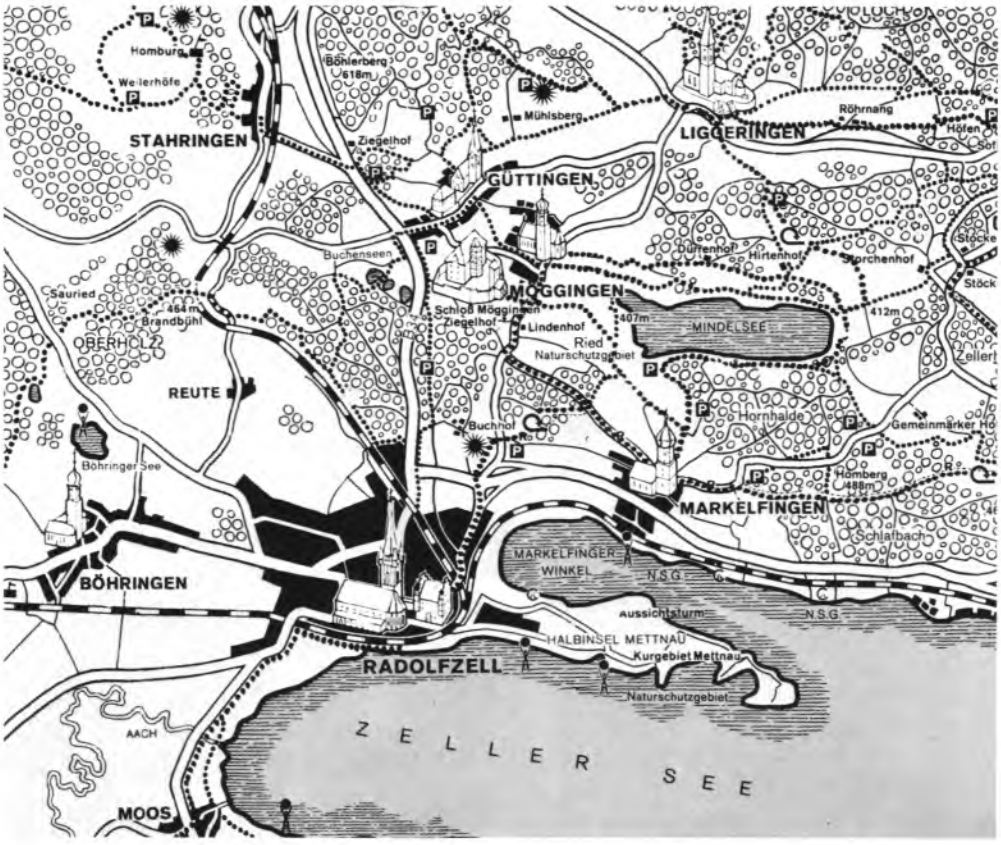
Ausgedehnte, erst vor kurzem vollendete Parkanlagen stellen die Verbindung zum Kurzentrum in der Mitte der Halbinsel, der eigentlichen Mettnau, her. Das Scheffelschlößchen, in dem die Kurverwaltung untergebracht ist, steht im Mittelpunkt einer Gebäudegruppe: Kurmittelhaus, Kursanatorium, Liegehallen, Strandkaffee und Strandbad.

Das Naturschutzgebiet flankiert das Kurgelände und umfaßt zusätzlich den östlichsten, Hagnau genannten Teil der Mettnau. Es ist durch einen Weg und zwei Aussichtstürme erschlossen.

Für den Namen Mettnau gibt es mehrere Erklärungsversuche. Am plausibelsten erscheint die Deutung, die Mettnau sei die „mittlere Au", d. h. die Au, die in der Mitte zwischen den beiden westlichen Buchten des Untersees oder in der Mitte zwischen der Halbinsel Höri und dem Ufer bei Markelfingen oder in der Mitte zwischen Hardt und Hagnau liegt.[1]

Vielleicht bezieht sich der Name Mettnau jedoch auf den wiesen- und mattenreichen Teil der Halbinsel und bedeutet demnach „Mattenau".

Möglich wäre auch, daß in der Bezeichnung Mettnau der Personenname Matto, bzw. Metto steckt.[2] Paul Albert und Herbert Berner[3]



Karte mit der Halbinsel Mettnau

bringen diesen Mettnauer ,,Ureinwohner" namens Matto oder Metto in Verbindung mit der Überlieferung des Reichenauer Chronisten Gallus Öhem, der ein Haus auf der Mettnau erwähnt, ,,genannt des mans hus". In diesem Haus, das an der Stelle gestanden haben könnte, an der sich jetzt das Scheffelschlößchen erhebt, soll nach Gallus Öhem der hl. Wolfgang geboren worden sein:

,,Anno 972 ist sant Wolfgang, ain Graf von Ridenfels nit wit von Schwäbisch-Werd, bischof zu Regenspurg worden, etlich an unserm land sagent, in ainer ow, Mettnow genant, lit ob Ratolffzell gegen der Richenow zu an dem see, in ainem hus, genant des mans hus, geboren und darnach, als er zu sinen tagen komen, sig er ain münch in der genanten Ow worden . . ."[4]

Wenn auch der hl. Wolfgang wohl nicht auf der Mettnau, sondern vermutlich in Pfullingen geboren wurde, so haben die Radolfzeller doch diesen Bischof von Regensburg (972–994), der im Kloster Reichenau ausgebildet worden war, in hohen Ehren gehalten. Ihm errichteten sie eine Kapelle auf der Mettnau. Sie stand dort, wo man später das sog. ,,Urkundenhäuschen" aufgestellt hat, und wurde 1784 wegen Baufälligkeit abgebrochen.

Die legendenhafte Überlieferung um ,,des mans hus" auf der Mettnau läßt immerhin zweierlei deutlich werden: Die Radolfzeller Halbinsel

war schon sehr früh besiedelt und sie gehörte seit der Gründung der Abtei Reichenau (724) zu den Besitzungen dieses Klosters.
Die frühe Besiedlung der Mettnau wurde durch Bodenfunde bestätigt. 1929 hat man Reste mesolithischer Wohnplätze entdeckt und dies dann zum Anlaß genommen, 1938 auf der Mettnau eine Siedlung der Mittleren und einen Bauernhof der Jüngeren Steinzeit zu rekonstruieren. Die Steinzeithütten des Freilichtmuseums Mettnau sind nach dem Zweiten Weltkrieg teils abgebrannt, teils zerfallen. Was von der Siedlung in den Jahren 1954/55 noch stand, wurde abgebrochen und beseitigt.[5)]

Blick auf Radolfzell und die Halbinsel Mettnau. Im Hintergrund die Insel Reichenau.
Luftbild: Albrecht Brugger, Stuttgart

Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg No. 2/22900

Bodensee/Untersee

Foto: Siegfried Lauterwasser, Überlingen

Radolfzeller Bürger und die Stadt im Besitz der Mettnau

Wie das Gelände, auf dem Bischof Radolf 826 seine Zelle erbaute und im Jahr 1100 der Reichenauer Abt Ulrich II. von Dapfen mit Genehmigung Kaiser Heinrichs IV. einen Markt errichtete,[6] gehörte auch die Halbinsel Mettnau zur Grundherrschaft des Klosters Reichenau. Die Äbte ließen die landwirtschaftlichen Nutzflächen zunächst von ihrem Radolfzeller Kelhof aus bewirtschaften und gaben später die Ländereien als Lehengüter an Radolfzeller Bürger, bzw. an die Stadt Radolfzell selbst.
Vom 14. Jhdt. bis zum Jahr 1509 lassen sich in Radolfzell Bürger nachweisen, die sich nach der

Mettnau „Mettnower" nannten, wo sie wohl zunächst als Reichenauer Lehensleute saßen, ehe sie in der Stadt als Chorherren, als Bruderschaftsmitglieder oder als Ammänner ihre Spuren in den Archiven hinterlassen haben.[7]

Nach einem Radolfzeller Steuerbuchauszug vom Jahre 1440 war ein Teil der Mettnau schon damals freies Eigentum der Stadt und wurde offenbar vorwiegend als Weideland genutzt. Die beiden anderen Teile waren Lehen der Abtei Reichenau, bzw. ab 1540 des Bischofs von Konstanz.[8]

Am 23. Februar 1483 verkaufte Synesius Rosenburg, der Inhaber eines der beiden Reichenauer Lehengüter auf der Mettnau, seinen Anteil mit Haus, Hof und Hofreite, Wein-, Kraut- und Baumgarten, Reben und Ländern, Wunn und Weide, Weg und Steg und aller Gerechtigkeit dem Junker Gerolt Vogt von Radolfzell. Das andere Reichenauer Lehengut auf der Mettnau besaß zu jener Zeit bereits dessen Vetter Rudolf Vogt.[9]

Die Vogt, die ursprünglich Dietrich hießen, waren eine bedeutende Radolfzeller Patrizierfamilie, stifteten 1420 die Vogtspfründe am Dreifaltigkeitsaltar im Münster zu Radolfzell, besetzten in Radolfzell wiederholt die Posten des Vogtes (so wurde aus der Amtsbezeichnung der Geschlechtsname), des Ammanns und des Bürgermeisters, erwarben sich einen ansehnlichen Besitz, waren auch in der Stadt Konstanz Ratsmitglieder und zählten im 16. Jhdt. zum landsässigen Adel. Die Familie ist Ende des 16. Jhdts. im Mannesstamm erloschen.[10]

Rudolf Vogt und Gerolts Ehefrau Margarethe sowie deren 6 Kinder bekamen nach Gerolts Tod mit der Bürgerschaft von Radolfzell Schwierigkeiten wegen der Weidegerechtigkeit auf der Mettnau, und zwar auf dem Giessen, d.h. dem Überschwemmungen ausgesetzten Teil der Halbinsel, und auf der Hagnau, dem mit Hecken und Büschen bewachsenen äußersten Ende der Landzunge. Bürgermeister und Rat der Stadt Radolfzell haben sich am 18. Juni 1504 mit ihren Kontrahenten dahingehend geeinigt, „daß von den beiden vögtischen Gütern nur je 8, zusammen also stets nur 16 Stück Vieh zu der städtischen Weide auf dem Giessen und der Hagnau zuzulassen seien, mit Ausnahme der Zeit des Bannes, d.i. von Kreuzerfindung (3. Mai) bis Kreuzerhöhung (14. September), in der auch der städtische Hirte nicht zur Weide treibt."[11]

Rudolf Vogt und seine Frau Anna von Wellenberg verkauften ihr Mettnaugut (Haus, Hofreite, Reb- und Baumgarten, Wiesen, Wunn und Weide, Gräben und einen kleinen Weiher) zwischen 1504 und 1516 an den Radolfzeller Bürger Sebastian Rümelin. Von diesem erwarb die Stadt Radolfzell das Gut am 27. November 1516 um 720 Gulden. Am 20. Mai 1527 kaufte dann die Stadt Radolfzell auch noch das andere private Mettnaugut vom stark verschuldeten jungen Gerolt Vogt um die Summe von 1010 Gulden.[12]

Die Stadt Radolfzell alleinige Besitzerin der Mettnau

Seitdem war die ganze Mettnau mit allem Zubehör und der Niedergerichtsbarkeit ununterbrochen und ungeteilt, wenn auch nicht unumstritten, bis 1871 im Besitz der Stadt Radolfzell. Lehensherr über die 1516 und 1527 erworbenen Teile der Mettnau blieb jedoch von 1540 bis 1803 der Bischof von Konstanz als Nachfolger des Reichenauer Abtes.[13]

Zunächst galt es, die durch den Bauernkrieg entstandenen Schäden zu beheben; denn bei der sechswöchigen vergeblichen Belagerung der Stadt Radolfzell durch die Bauern im Frühjahr 1525 wurde mit dem übrigen direkt an die Stadt anstoßenden Gelände auch die Mettnau derart verwüstet, daß die von Junker Gerolt Vogt für sein Mettnaugut beanspruchte Entschädigungssumme fast den von der Stadt 1527 bezahlten Kaufpreis erreichte.[14]

Die äußere Instandsetzung der städtischen Besitzungen auf der Mettnau folgte der Sicherung des rechtlichen Besitzstandes der Stadt; denn in den Jahren 1511 und 1517 waren Rechtsstreitigkeiten mit den Beamten der österreichischen

Landgrafschaft Nellenburg in Stockach dahingehend entschieden worden, daß Radolfzell die Niedergerichtsbarkeit über die ganze Halbinsel Mettnau behalten durfte, während die hochgerichtliche Obrigkeit über die eigentliche Mettnau und über die Hagnau der Landgrafschaft Nellenburg zugestanden wurde.[15] Lediglich über den zum Stadtbezirk zählenden, als Hardt bezeichneten westlichen Teil der Halbinsel durfte die Stadt Radolfzell die Vogteigewalt und die damit verbundene hohe Gerichtsbarkeit ausüben.

Nachdem die Zwistigkeiten mit Nellenburg 1610 noch einmal ausgebrochen waren, aber bald endgültig bereinigt werden konnten, trat in der Person des Bischofs von Konstanz, des Rechtsnachfolgers des Reichenauer Abtes und Lehensherrn über Teile der Mettnau, ein neuer Gegner der Stadt Radolfzell auf den Plan. Der Konstanzer Bischof machte nämlich neben seinen unbestrittenen Rechten als Lehensherr über Teile der Mettnau auch Gerichts-, Forst- und Jagdrechte geltend und hätte am liebsten die Halbinsel seinem in unmittelbarer Nachbarschaft, nämlich in Markelfingen, beginnenden Territorium einverleibt. Nach vierjährigem, hartnäckig geführtem Juristenstreit (1612–1616), ausgelöst durch das Setzen neuer Marksteine ohne Hinzuziehung bischöflicher Beamter, zog schließlich der Bischof den kürzeren: Niedergerichtsbarkeit und Jagdrecht auf dem Hardt, der Mettnau und der Hagnau verblieben bei der Stadt Radolfzell.[16]

Ihre beharrlich verteidigten Rechtsansprüche und Besitzungen wurden zwar auch danach noch verschiedentlich angefochten, eine ernsthafte Gefahr, auf der Mettnau dem Bischof von Konstanz nachgeben zu müssen, bestand jedoch nicht mehr. Die Stadt konnte die zwar mitunter von Überschwemmungen heimgesuchte, aber gleichwohl ertragreiche Halbinsel wirtschaftlich nutzen. Da gab es Rebhänge, die Wein lieferten, Matten, die Futter und Streu abwarfen, und es gab Kleinwild und jagdbare Vögel, die nun eben in den Töpfen der Radolfzeller landeten oder auf dem Radolfzeller Markt verkauft wurden und nicht die bischöfliche Tafel in Meersburg bereicherten!

Das städtische Mettnaugut, das den mittleren und östlichen Teil der Halbinsel umfaßte, wurde zur landwirtschaftlichen Nutzung verpachtet, zunächst an zwei, ab 1842 an einen Landwirt. Die Pächter trieben vorwiegend Rebbau und hielten, um den hierfür erforderlichen Dünger zu bekommen, das nötige Vieh.[17] Die Aufsicht über das Mettnaugut führte der Bürgermeister. Die regelmäßige Visitation der Reben war Sache des Stadtrates und der „Beschauer".

Die Lehenshoheit über die ehemals reichenauischen, dann bischöflich konstanzischen Mettnauteile ging 1803 an Baden über, das nochmals 1816 in althergebrachter Weise einen von Großherzog Karl ausgestellten Lehenbrief den Vertretern der Stadt Radolfzell aushändigen ließ.[18] Durch einen „Lehensauskaufsvertrag" vom 3. Februar 1830 wurde schließlich das Mettnau-Lehen allodifiziert, d. h. es ging gegen eine Ablösesumme in Höhe von 6 Gulden 1 Kreuzer in das volle Eigentum der Stadt Radolfzell über.[19]

Das Interesse der Radolfzeller Rats- und Bürgerausschußmitglieder am städtischen Rebgut Mettnau war in jenen Jahren allerdings merklich gesunken. Lange vorbei waren die Zeiten, als man die städtischen Rechte an der Mettnau gegenüber den Ansprüchen des Konstanzer Bischofs „mit Gut und Blut" verteidigen wollte.[20] Das war im Jahr 1612. Jetzt, anno 1822 und anno 1829, beabsichtigte man, das ganze Mettnauanwesen, das sich angeblich nicht mehr rentierte, zu verkaufen.[21] 1822 überzeugte jedoch der damalige Bürgermeister die Bürgerschaft von der Notwendigkeit, die Mettnau als städtische Grundstücksreserve, gewissermaßen als „Notpfennig", wie es in den Akten heißt, zu erhalten. 1827 beschloß dann die Radolfzeller Bürgerversammlung den von Bürgermeister Anton Spachholz betriebenen Mettnau-Verkauf einstimmig, doch hat sich für das 1828 auf 8000 Gulden geschätzte und 1829 zur Verstei-

Blick vom Markelfinger Ufer auf Mettnauspitze, Halbinsel Höri und den Thurgauer Seerücken.
Foto: Liedl, Radolfzell

gerung ausgeschriebene Objekt kein Käufer gefunden.

Zum städtischen Rebgut Mettnau gehörten nach einer Aufstellung vom 25. Juli 1829 folgende Liegenschaften: a) ein zweistöckiges Rebhaus mit doppelter Wohnung, Scheuer und Stallung, b) ein Torkelgebäude mit anstoßender Stallung, c) 7½ Jauchert Reben, d) 9½ Jauchert Äcker und Wiesen, e) 16 Jauchert Stockwiesen, f) 40 Jauchert Burstwiesen und g) 80 Jauchert Riedwiesen.

In den folgenden Jahren wurde der Weinbau auf der Mettnau wieder zu einem gewinnbringenden städtischen Unternehmen. In den 12 Jahren von 1830 bis 1842 betrug nämlich der Reinertrag 6320 Gulden und 25 Kreuzer; das entspricht einem Jahresdurchschnitt von 510 Gulden und 12½ Kreuzern.[22]

Am 1. März 1857 beschloß der Stadtrat den „Neubau eines besonders stehenden Wohnhauses und die bauliche Regulierung des Ökonomiegebäudes auf der Mettnau".[23] Dieser Beschluß wurde unverzüglich realisiert, so daß 1858 neue Wohn- und Ökonomiegebäude auf dem Rebgut Mettnau standen.[24]

Der Dichter Joseph Viktor von Scheffel „Herr auf Mettnau"

Schon 1871 hatte ein erneuter Versuch, das städtische Mettnaugut zu verkaufen, zum Ziel geführt. Auf Anraten eines einflußreichen Radolfzellers, des Apothekers, Weinhändlers, Stadtrats und Landtagsabgeordneten Karl Müller, hat dessen Kollege im badischen Landtag, der frühere Bürgermeister Franz Conrad von Bühl, am 2. Juli 1871 um 19100 Gulden das 223 badische Morgen große Anwesen von der Stadt Radolfzell abgekauft.[25] Fünf Jahre später ein erneuter Besitzwechsel: Als Käufer trat nun

Das Scheffelschlößchen auf der Mettnau, heute Sitz der Kurverwaltung.
Foto: Widder. Radolfzell

der Dichter Joseph Viktor von Scheffel auf. Dieser hatte bereits 1871 durch Vermittlung seines Stuttgarter Verlegers Bonz, der regelmäßig in Radolfzell Ferien machte, ein Stück Gartenland an der Seehalde auf dem stadtnahen Teil der Mettnau gekauft und dort 1872/74 durch den Karlsruher Baumeister Durm eine Villa erbauen lassen (heute Staatl. Forstamt, Scheffelstraße 14). Am 3. November 1876 erwarb Scheffel von Franz Conrad um die Summe von 32000 Gulden (ca. 55 000 Mark) das Mettnaugut, das aus folgenden Liegenschaften bestand: einem zweistöckigen Wohnhaus, einem Ökonomiegebäude mit Keller und Waschküche und einem Badehäuschen sowie Reben, Äckern, Wiesen, Streuwiesen und sog. Vorland, zusammen 223 Morgen oder 80 ha 28 ar.[26)]

„Der zum Ökonom übergegangene Dichter", schreibt Joseph Stöckle, „entfaltete bald eine rege Tätigkeit, die seither ziemlich vernachlässigte Mettnau zu dem umzuschaffen, was sie jetzt ist. Die Radolfzeller, die auf ihren neuen Mitbürger einen Stolz hatten, halfen kräftigst mit."[27)]

Zum 50. Geburtstag verlieh die Stadt Radolfzell dem gefeierten Poeten das Ehrenbürgerrecht, seine Villa Seehalde wurde an die städtische Wasserleitung angeschlossen und der Weg zur Mettnau höhergelegt, so daß der Dichter bei Überschwemmungen nicht mehr vom Festland abgeschnitten war.

1878/79 ließ Scheffel das Wohnhaus der früheren Rebgutspächter auf der Mettnau umgestalten und durch einen stattlichen Eckturm ergänzen. Die vom Berliner Architekten von Großheim geplante Dichterklause erhielt dadurch den Charakter eines kleinen Schlosses.[28] Als ,,Scheffelschlößchen" wird das Gebäude bis heute bezeichnet.

In seiner Radolfzeller Villa Seehalde und auf der Mettnau hatte der ,,Meister Josephus vom dürren Ast", wie sich Scheffel in späteren Jahren gelegentlich selbst nannte, ,,einen stillen und sicheren Ankergrund für die letzte Phase seines Erdenwallens gefunden."[29] In seinem Mettnauschlößchen wohnte der Dichter vorwiegend während der Sommermonate, ,,widmete sich dem Rebbau, der Jagd und der Fischerei und verbrachte die Zeit mit Ausflügen und gastfreundlicher Geselligkeit".[30] Unter den jüngeren Freunden des ,,Einsiedlers am See" war vor allem Anton von Werner, der Illustrator von Scheffels Werken, ein immer gern gesehener Gast.

Dem zum ,,Landmann" gewordenen Dichter, dem es Spaß machte, zu gärtnern, zu pflanzen, Obstbäume zu schneiden, Wein abzulassen und im Hause zu rumoren, ging ein Gutspächter zur Hand, und der Hauptlehrer Johann Schönenberger, der schon beim Kauf der Mettnau die Verhandlungen führte, war als Scheffels Radolfzeller Verwalter und Bevollmächtigter tätig, wenn der Meister in Karlsruhe weilte.

Große literarische Werke hat Scheffel als ,,Herr auf Mettnau" allerdings nicht mehr geschaffen. Die schöpferischen fünfziger und sechziger Jahre waren vorbei. ,,Der Traum von einem neuen Blütenfrühling des entlaubten Stammes dichterischer Schöpferkraft hat sich an den Ufern des Untersees, auf eigenem Grund und Boden, nur in bescheidenem Maße erfüllt".[31]

Nicht nur die versiegende Dichterkraft, sondern auch harte Schicksalsschläge und ein zermürbender Streit mit den Reichenauer Fischern, die vornehmlich bei Hochwasser in Scheffels ,,Hoheitsgebiet" eindrangen, verdüsterten mitunter seinen Alltag.[32] Nicht ganz zehn Jahre nach dem Erwerb der Mettnau ist Joseph Viktor von Scheffel am 9. April 1886 als Sechzigjähriger in Karlsruhe gestorben.

Auf Umwegen wieder im Besitz der Stadt

Vierzig Jahre lang ging nun das Landgut auf der Mettnau in oft raschem Wechsel von Hand zu Hand, bis es schließlich der Stadt Radolfzell 1926 gelang, wieder Eigentümerin der Mettnau zu werden.

Fünf Jahre nach des Vaters Tod hat der damals 24jährige Sohn und Erbe des Dichters, Lieutenant Viktor Karolus Albertus Josef von Scheffel, das Mettnaugut am 16. Juni 1891 an Walther Bauendahl, Regierungsreferendar aus Kreuznach, verkauft.[33] Als weitere Eigentümer der Mettnau sind im Radolfzeller Grundbuch eingetragen:[34]

Erwin Rickmers, Gutsbesitzer aus Bremen (1898–1901), dessen Bruder Willy Rickmers, Privatgelehrter und Forschungsreisender aus Bremen (1901–1909), Dr. Oskar Brugger, Augenarzt in Konstanz (1909–1917), Dr. Paul Wangemann, Diplomingenieur und Patentanwalt in Berlin (1917–1920), Max Julius Hauschild, Fabrikbesitzer in Grünberg, bzw. in Hohenfichte in Sachsen (1920–1926).

Als im Sommer 1925 bekannt wurde, daß Hauschild beabsichtige, die Mettnau zu verkaufen, bekundete die Stadt Radolfzell Interesse, diesen rund 50 Jahre zuvor von ihr veräußerten Besitz wieder zu erwerben. Die Kaufverhandlungen mit dem Eigentümer und seinem Konstanzer Makler zogen sich ein Jahr lang, vom Oktober 1925 bis Oktober 1926, hin. Nachdem anfangs ein Kaufpreis zwischen 150 000 Mark und 130 000 Mark verlangt, aber von der Stadt

nicht akzeptiert worden war, einigte man sich schließlich auf eine Kaufsumme in Höhe von 95 000 Mark plus 5000 Mark Maklergebühren. Der Kaufvertrag über das mittlerweile 88 ha 65 ar und 81 qm große Objekt, einschließlich der darauf stehenden Gebäude, wurde am 20. Oktober 1926 abgeschlossen. Der Bürgerausschuß stimmte dem Kauf zwei Tage später, am 22. Oktober 1926, zu.[35]

Der Rückkauf des Mettnaugutes durch die Stadt im Jahre 1926 war eine mutige, zukunftsweisende Tat, für die den damals verantwortlichen Stadtvätern ein hohes Lob gebührt, allen voran dem Radolfzeller Bürgermeister Otto Blesch und seinem Stellvertreter Albert Schroff, der das Mettnau-Geschäft ganz besonders betrieben zu haben scheint. Mut gehörte tatsächlich dazu, 1926 das ,,urzellerische Besitztum Mettnau" wieder zu erwerben. Denn neben dem Kaufpreis mußten erhebliche Aufwendungen gemacht werden, um den zum Zeitpunkt des Rückkaufs ziemlich verlotterten Besitz vor weiterem Verfall zu bewahren und ihn in ordentlichen Zustand zu versetzen. Durch den Wegzug des ,,unheimlich reichen Hauschild" – so Bürgermeister Blesch – entfiel der Stadt überdies eine jährliche Steuereinnahme von rund 4000 Mark. Aber die Radolfzeller stellten diese wirtschaftlichen Bedenken zurück. Nach Bleschs Worten waren sie froh, ,,die Mettnau aus den Händen des landfremden Industrierittertums herausnehmen und der Allgemeinheit wieder zugänglich machen zu können."[36]

Freizeit- und Erholungsraum Mettnau

Nachdem schließlich am 30. April 1927 vom Vorbesitzer die Schlüssel für das Scheffelschlößchen dem Vertreter der Stadt Radolfzell ausgehändigt worden waren, ging man zielstrebig daran, die Mettnau in einen Freizeit- und Erholungsraum für Einheimische und Gäste umzuwandeln.

Der Deutsche Scheffelbund e.V. in Karlsruhe richtete im Erdgeschoß des Herrenhauses auf der Mettnau ein Scheffelmuseum ein, das im Juli 1928 fertiggestellt war, 1951 wiedereröffnet wurde und 1956 durch ein Heimatmuseum im 2. Stock des Gebäudes erweitert werden konnte. Leider mußten beide Museen 1966 den Erfordernissen der Mettnaukur weichen. Für die seither in Magazinräumen aufbewahrten Ausstellungsstücke hat sich bedauerlicherweise bis heute kein neues Museumsgebäude gefunden, in dem die an die Geschichte der Stadt Radolfzell und an den Radolfzeller Ehrenbürger Joseph Viktor von Scheffel erinnernden Kostbarkeiten interessierten Besuchern wieder gezeigt werden könnten.

Neben dem Scheffelbund zog 1928 auch die Süddeutsche Vogelwarte e.V. Stuttgart, dieschon zuvor regelmäßige ornithologische Beobachtungen auf der Mettnau durchführte, mit einer vogelkundlichen Sammlung in das Scheffelschlößchen und mit weiteren Einrichtungen in das 2. Obergeschoß des Verwaltergebäudes auf der Mettnau ein.[37] Die Station Mettnau der Süddeutschen Vogelwarte e.V. Stuttgart wurde 1938 aufgelöst, die vogelkundliche Sammlung ins Schloß Möggingen bei Radolfzell verbracht. 1946 fand dann auch die Vogelwarte Rossitten (Ostpreußen) in Möggingen eine neue Unterkunft. Die nun als Vogelwarte Radolfzell bezeichnete Forschungseinrichtung erhielt wieder ein Arbeitsfeld auf der Mettnau und wurde 1959 dem Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie angegliedert.

Wissenschaftliche Vogelbeobachtung ist nur in einem unberührten Naturraum möglich. Deshalb wurde schon 1930 der östliche, an Scheffelschlößchen und Gutsbetrieb anschließende Teil der Halbinsel unter Naturschutz gestellt und 1938 in das Reichsnaturschutzbuch eingetragen. Das zunächst rund 53 ha große Schutzgebiet wurde 1960 erweitert und umfaßt jetzt eine Fläche von 77 ha. Zur Zeit laufen Bemühungen, das durch einen Pfad erschlossene Naturschutzgebiet nochmals zu erweitern und die Betreuung der Schutzgebiete gemäß Bundesnatur-

Strandcafé Mettnau. Im Hintergrund der Hohentwiel Foto: Robert Häuser, Mannheim

schutzgesetz vom 20. 12. 1976 der Ortsgruppe Radolfzell des Deutschen Bundes für Vogelschutz zu übertragen, die seit 20 Jahren von Siegfried Schuster geleitet wird.

Das Mettnaugut wurde noch bis Anfang 1928 verpachtet, dann in städtischer Regie umgetrieben und nach und nach in einen Gartenbaubetrieb der Stadt umgewandelt, wobei allerdings bis 1940 noch ein kleines Rebgelände erhalten blieb und anschließend noch bis 1972 eine Obstanlage auf der Mettnau unterhalten wurde.[38)]

In unmittelbarer Nachbarschaft des Scheffelschlößchens entstand ebenfalls 1928 ein schönes großes Strandbad. Es wurde am 24. Juni 1928 eröffnet und konnte schon im ersten Sommer eine Besucherzahl von 40 000 Personen aufweisen.[39)] Dicht daneben errichtete die Stadt im selben Jahr ein Strandbadrestaurant (Strandca-

Eingang zum neuen Kurmittelhaus Radolfzell-Mettnau mit Bewegungsbad, Sauna, Solarium, Gymnastikhalle und physik. Therapieabteilung
Foto: Heinz Bosch, Stockach

fé), das 1966 durch den heutigen Neubau ersetzt wurde.[40]

Das Verwaltergebäude auf der Mettnau hat die Stadt 1929/30 sowie 1935/36 zu einem Gästehaus umgebaut.[41] Aus dem daran anstoßenden Ökonomiegebäude wurde 1934/35 zunächst ein Mütter- und Kindererholungsheim (Jugendherbergsheim).[42] Beides, Gästehaus und Erholungsheim, bezeichnete man ab 1936 als „Strandhotel" und verpachtete dieses zusammen mit dem Strandcafé.[43] Heute ist das ehemalige „Strandhotel" das „Kursanatorium Mettnau" („Hermann Albrecht-Sanatorium").

Parallel zu diesen Baumaßnahmen verbesserte die Stadt die gärtnerischen Anlagen auf der Mettnau, um die sich früher besonders der Radolfzeller Verschönerungsverein angenommen hatte, baute eine neue Fahrstraße bis zum Schefelschlößchen (1933), erwarb den sog. „Bonz'schen Garten" (1936), in dem später eine Konzertmuschel und eine Kleingolfanlage eröffnet wurde.

Die Mettnau-Kur

Das Bestreben der Stadt, ihre Fremdenverkehrs- und Erholungseinrichtungen stets zu verbessern, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzt. Nach der Währungsreform begann man, den Fremdenverkehr wieder anzukurbeln. Dem Antrag der Stadt auf Annahme als Mitglied im Deutschen Bäderverband wurde 1949 stattgegeben. Die Übernachtungszahlen stiegen in den Jahren 1950 bis 1955 von 26 690 auf 97 759.

Konsequenter und wirtschaftlich notwendiger Abschluß dieser Entwicklung war die Schaf-

fung besonderer, möglichst ganzjähriger Erholungsmöglichkeiten. So entstand auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Hermann Albrecht und des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Ludwig Weisbecker vor 20 Jahren die ,,Mettnau-Kur" mit ihrer Devise ,,Heilung durch Bewegung".[44] Am 7. Juni 1958 konnte im jungen Sportkurort Radolfzell die ,,Kurstation Mettnau" feierlich eröffnet werden.
Die Radolfzeller Bewegungstherapie fand Anklang, und so übertraf schon die erste Kursaison alle Erwartungen. Deshalb wurde das Strandhotel auf der Mettnau ab 1959 ausschließlich als Kursanatorium geführt. Mit der wachsenden Zahl der Kurteilnehmer hielt erfreulicherweise auch die Errichtung von Sanatorien und Kurheimen auf privater Basis Schritt. In der Zeit von 1958 bis 1965 hat sich die Patientenzahl von 20 auf 1900 im Jahr gesteigert. 1965 übernahm Dr. med. Adolf Drews die ärztliche Leitung der Mettnau-Kur. Ein Jahr danach erfolgte die Anerkennung Radolfzells als ,,Kneipp-Kurort Radolfzell-Mettnau". Ab 1. Januar 1969 wurde die Mettnau-Kur unter dem Triumvirat Josef Rapp (Kurdirektor), Dr. Adolf Drews (ärztlicher Leiter) und Willi Stadel (sportlicher Leiter) als städtischer Eigenbetrieb geführt.
Der längst fällige Bau eines Kurmittelhauses konnte 1970 bis 1972 realisiert werden. In den nächsten Jahren folgte die Erwerbung des Sanatoriums Berger (1973; jetzt ,,Kurparksanatorium"), die Erneuerung der Therapieanlagen und die Errichtung einer Kur-Klinik für BfA-Patienten. Dieses große Haus mit 184 Einzelzimmern wurde 1973/74 auf Grund und Boden der Stadt Radolfzell durch einen privaten Bauträger erstellt und ab 1. Januar 1978 in den städtischen Kurbetrieb übernommen, zunächst auf Mietbasis mit der Möglichkeit eines späteren Ankaufs.

Durch die Übernahme der BfA-Kurklinik und die Fertigstellung des großen Mettnau-Parks im Sommer 1977 konnte die rund 20jährige Aufbauphase der Mettnau-Kur abgeschlossen werden.

Die mittlerweile weitbekannte und hochgeschätzte Radolfzeller Kur, deren Leitung am 1. November 1974 Kurdirektor Udo Haupt (neben den bisherigen bewährten Kräften, dem ärztlichen Direktor Dr. Drews und dem sportlichen Leiter Stadel) übernommen hat, konnte seit 1958 rund 41 000 stationäre Gäste und rund 1 100 000 Übernachtungen zählen.
Der Kurbetrieb verfügt über 380 Betten in Kurklinik, Sanatorien und Kurheimen. 12 Ärzte, 8 Bewegungstherapeuten und 7 Masseure und medizinische Bademeister betreuen die jetzt jährlich über 4000 Kurteilnehmer. Insgesamt sind 125 Ganz- und Teilzeitbeschäftigte zum Wohle der Kurgäste im Einsatz.
Bei dieser Bilanz ist eines gewiß (auch wenn vom einstigen ,,Rebgut Mettnau" nichts mehr übrig ist): Die Stadt Radolfzell wird sicher nie mehr in Versuchung kommen, ihr Kleinod Mettnau-Halbinsel noch einmal zu verkaufen!

Anmerkungen

[1] Vgl. hierzu insb. Ernst Schneider ,,Flurnamen der Gemarkungen Radolfzell, Böhringen, Überlingen am Ried". Singen 1967, S. 52. Hingewiesen sei ferner auf Paul Albert, ,,Geschichte der Stadt Radolfzell am Bodensee". Radolfzell 1896, S. 366; und Albert Krieger, ,,Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden". 2. Auflage, Heidelberg 1904, Band 2, Spalte 187.

[2] Diese Deutungen erwähnen Paul Albert, a. a. O., S. 592, Albert Krieger, a. a. O., Band 2, Spalte 187, und Herbert Berner, ,,Radolfzell, das Tor zum Bodensee". Radolfzell 1952, S. 48. Weitere Erklärungsversuche bringt Joseph Stöckle, ,,Die Mettnau bei Radolfzell"; in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, XX. Heft, 1891, S. 75ff., insb. S. 82ff.

[3] Vgl. Anm. 2.

[4] Karl Brandi, ,,Die Chronik des Gallus Öhem". Heidelberg 1893, S. 73.

[5] Franz Götz, ,,Geschichte der Stadt Radolfzell. Schrift- und Bilddokumente, Urteile, Daten". Radolfzell und Singen/Htwl. 1967, S. 16f.

[6] Franz Götz, a. a. O., S. 24ff. und S. 54ff.

[7] Paul Albert, a. a. O., S. 69, 128, 549 und 565, und Franz Götz, a. a. O., S. 130.

[8] Paul Albert, a. a. O., S. 366 ff.
[9] Urkunde 1483 Februar 23 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
[10] Paul Albert, a. a. O., S. 592 f., und Hans Martin Schwarzmaier, ,,Die Familie Vogt in Radolfzell und ihre geistlichen Stiftungen"; in: Zeitschrift Hegau Nr. 21/22 (1966), S. 69–80.
[11] Urkunde 1504 Juni 18 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
[12] Urkunde 1516 November 27 und Urkunde 1527 Mai 20 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 367.
[13] Vgl. hierzu: August Feßler, ,,Aus der Geschichte der Mettnau"; in: Badische Heimat, Jahresheft 1926, S. 149 ff., insb. S. 151.
[14] Paul Albert, a. a. O., S. 368.
[15] Urkunden 1511 Juni 6 und 1517 Mai 1 im GLA, Abt. 6. Paul Albert, a. a. O., S. 346 ff. und S. 589 f.
[16] Hierzu ausführlich: Joseph Stöckle, a. a. O., S. 92 ff. Außerdem Paul Albert, a. a. O., S. 348 ff.
[17] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/609 und IV.3/611.
[18] August Feßler, a. a. O., S. 151.
[19] Stadtarchiv Radolfzell. Akten IV.3/609.
[20] Vgl. Joseph Stöckle, a. a. O., S. 94, und Paul Albert, a. a. O., S. 350.
[21] Vgl. hierzu und zum folgenden: Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/609.
[22] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/611.
[23] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/613,1 und Franz Götz, a. a. O., S. 196.
[24] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/613,1 und Franz Götz, a. a. O., S. 214.
[25] Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XI, S. 27 ff. und Paul Albert, a. a. O., S. 368.
[26] Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XII, S. 668 ff.
[27] Joseph Stöckle, a. a. O., S. 84.
[28] Joseph Stöckle, a. a. O., S. 85.
[29] Wilhelm Zentner, ,,Joseph Victor von Scheffel und Radolfzell"; in: Badische Heimat, Jahresheft 1926, S. 145.
[30] Herbert Berner, a. a. O., S. 52.
[31] Wilhelm Zentner, a. a. O., S. 147.
[32] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/615 und Joseph Stöckle, a. a. O., S. 87 f. und Paul Albert, a. a. O., S. 369 und Wilhelm Zentner, a. a. O., S. 147.
[33] Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XV, S. 712 ff.
[34] Altes Grundbuch der Stadt Radolfzell, Band XVII, S. 421 ff. und Band XVIII, S. 578 ff. und Neues Grundbuch der Stadt Radolfzell.
[35] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/617, 620 und 621.
[36] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/617.
[37] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/621 und IV.3/628.
[38] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/619.
[39] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,1 und 2.
[40] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/638–641,643, 647 und Nachtrag IV.3/372 sowie Franz Götz, a. a. O., S. 298 ff.
[41] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,1 und 2, 645 sowie Nachtrag IV.3/223.
[42] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/625,3 und IV.3/644.
[43] Stadtarchiv Radolfzell, Akten IV.3/647, 651–653 und Nachtrag IV.3/336.
[44] Vgl. hierzu und zum folgenden insbesondere: Josef Rapp, ,,Die Entwicklung der Mettnau-Kur"; in: Zeitschrift Mettnau (Kur- und Gästezeitung Radolfzell am Bodensee), April 1978, S. 3–6.

Die Zizenhausener Terrakottentradition

Manfred Bosch, Grunertshofen

„Die süddeutschen und Schweizer Sammlungen verwahren oft in ihren Schaukästen Zeugnisse einer alten Bauernkunst vom Bodensee: Die Zizenhausener Terrakotten", schrieb Wilhelm Fraenger 1922 in einer Monographie und machte damit nur zwei Jahre nach dem Tode des letzten Ausübenden dieser Kunst auf eine Tradition figürlicher Kleinplastik wieder aufmerksam, die heute selbst in der näheren Umgebung ihres Entstehungsortes weitgehend unbekannt sein dürfte. Heiner Wollheim, ein Musiker aus Köln, hatte die wohl bedeutendste Sammlung Zizenhausener Terrakotten, die seit seinem Tode in der Heiner Wollheim-Stube des Schlosses Langenstein bei Eigeltingen (Nähe Stockach) der Öffentlichkeit zugänglich ist.

Begründet hatte die Terrakotten-Tradition, die immer eine Familientradition blieb, der Schreiner Franz Joseph Sohn aus Kümmeratzhofen im Ravensburgischen, der aus kirchlichen und Wallfahrtsanlässen seit 1767 eine umfängliche Produktion von Devotionalienfiguren begonnen hatte. Sohn zeigte sich geschäftstüchtig und zeichnete alle Gnadenbilder bis nach Memmingen hinein ab, um sie als Wallfahrtsandenken zu prägen. Die geschäftliche Orientierung Sohns läßt seine Figuren ohne jeden Kunstwert erscheinen: wollten die Prägeformen zu mög-

Eine Zizenhausener Terrakotte: „Poste Royale" Foto: Heinz Bosch, Stockach

„Nichts Zollbares, meine Herren?" Foto: Heinz Bosch, Stockach

lichst vielen Abdrucken taugen, so mußten sie grob gefertigt sein und in der Physiognomie ohne jeden Anspruch bleiben.

Sohns handwerkliche Fertigkeit bildete sich über populären Formen und Themen aus, vornehmlich „religiösen Gebrauchsfiguren" wie Krippen und Heiligenstatuetten; neben sie traten erst allmählich allegorische Figuren aus dem unmittelbaren Lebens- und Anschauungsbereich der Bevölkerung.

1769 wurde „Sohns Sohn Anton" geboren. Der spätere Kirchenmaler hatte in jungen Jahren Italien durchreist und arbeitete nach dem Militärdienst zwei Jahre im väterlichen Betrieb. Nach seiner Heirat siedelte er nach Zizenhausen über. Aus Italien hatte Sohn neben Kupferstichen und reichen Skizzenbüchern vor allem den Ehrgeiz mitgebracht, die Kunst seines Vaters weiterzuführen. Anton Sohns Fortschritt bestand rückblickend vor allem in der Überwindung der Beziehungslosigkeit, mit der sich noch die Figuren das Vaters innerhalb der Figurengruppen gegenübergestanden waren. Anton durchbrach auch den rein kirchlich orientierten Stoffkreis, zunächst durch eine Anreicherung der Krippeninventare durch volkstümliche Figuren und Personen; da wurden Klausner und Jäger, Waldbrüder und Handwerksburschen hinzugefügt, so daß das Weihnachtsspiel „profaniert" und zum bäuerlich-burlesken Volksstück wurde.

Der Vorgang erinnert an den schwäbischen Prämonstratenser und Komödiendichter Sebastian Sailer, der die Mundartkomödie „Die Schöpfung" ebenfalls in den konkreten Anschauungsbereich der ländlichen Bevölkerung transpontiert hatte. Was Sebastian Blau in einem Nachwort zur eigenwilligen „Schöpfung"

Sailers bemerkt hat, könnte man mutatis mutandis auch für Sohns Figurenwelt reklamieren: „Das kräftige und weltfromme Klima des Oberlandes, die eigene ländliche Herkunft, der menschliche Kontakt, den er als Seelsorger mit seinen Pfarrkindern unterhielt, und damit auch die genaue Kenntnis ihrer Sprache, ihres Fühlens und Denkens, ihrer Anschauungsweise, ihrer Vorzüge und Schwächen – all dies muß dazugedacht werden, wenn man sich das Phänomen erklären will, daß ein Geistlicher biblische Stoffe in burleske Komödien umdichtet, aus Erzengeln aufsässige Bauernlümmel, Adam und Eva zu knitzen Kleinbauern, Gottvater zu einem besitzstolzen oberschwäbischen Hofherren macht ... Nichts lag ihm dabei ferner als der Gedanke an Profanierung oder gar an Blasphemie".[2]) Auch wenn man den seelsorgerlich-„propagandistischen" Impetus bei Sohn vermissen wird, so wird man doch bei beiden den stärksten Einfluß des Volkstümlichen und breitester Vorstellungsweisen unterstellen können. Wie Sailer hatte sich übrigens auch Sohn Anfeindungen und Beanstandungen ausgesetzt gesehen; so hatte eine Ravensburger Kunsthandlung, die das süddeutsche Gebiet mit Krippen belieferte, Veranlassung zu der Mahnung, es dürften „keine dekoltierten Mütter von Bethlehem, keine Pfannenflicker und Hirtenweiber" den Weihnachtssendungen beigeschmuggelt werden. Mehr und mehr erkannte Sohn indes seine Begabung für das Groteske. Fraenger bringt dies in Zusammenhang mit den Eigenschaften des Materials, was zweifellos ein Grund zu sein scheint. „Der ausschweifende Charakter des Tons", schreibt Fraenger," der überm Kneten zu allerlei phantastischen Extravaganzen verführt, der unbeschränkte Mög-

Zizenhausener Terrakotte: „Ferkelmarkt" Foto: Heinz Bosch, Stockach

Der Tod und die Edelfrau, eine Terrakotte aus dem Basler Totentanz. Foto: Heinz Bosch, Stockach

lichkeiten des Dehnens und Pressens, des Zerdrückens und Verbuckelns in sich birgt, lud ihn geradezu zu der Verzerrung ein (...) Damals kann sich für ihn kein Buckel genügend runden, Nasen und Lippen wuchern als üppige Schwellungen in den Gesichtern, und gern noch siedelt er da und dort, an Hals und Genick ein knolliges Gekröpfe an. In seinem kleinen Orchester vereinigt er alle erdenklichen Spottprofile: Krummbeinige und Stelzfüße, verhöckertes, kielkröpfiges Gesindel, das mit äffischen Pfoten die Instrumente traktiert, froschäugig glotzt und gröhlt und plärrt." Als weiteres Moment zur Erklärung dieser Darstellungsform könnte Sohns mehrjährige Bildungsreise durch Italien dienen, die ihn vermutlich in einige Distanz zu seiner alten sozialen Umgebung brachte. Man muß dazu auch wissen, daß Zizenhausen zu jener Zeit zu einer Absteige für allerlei fahrendes Volk geworden war, über das Sohn als landesherrlicher württembergischer Schultheiß und „Bürgermeister" gesetzt war. In dieser Eigenschaft hatte Sohn wenig Glück, es gab tätliche Angriffe und Mordversuche, die jedoch mißlangen; es liegt nahe, auch hierin ein nicht zu unterschätzendes Moment jener „bildnerischen Rache" an seinen Zeitgenossen zu sehen.

Hinzu kamen Beziehungen zu schweizerischen Kunsthändlern vornehmlich in Basel, die Sohn zu einer extensiven Beschäftigung mit satirischen Darstellungsformen brachten. Sohn begann nach Karikaturenvorlagen bekannter zeitgenössischer Zeichner wie Hieronymus Heß zu modellieren, und nach und nach wurden die Basler Beziehungen zu den wichtigsten Arbeitsaufträgen Sohns. Fraenger urteilt über die satirischen Schwänke aus dem Alltag, die in „sinnfälliger Drastik an den Inhalt der Kalenderanekdoten" erinnern, so: „Die wortkarge Sachlichkeit seiner an (...) den großen französischen Karikaturisten geschulten Zeichenart, seine Schlagfertigkeit in der mimischen und physiognomischen Charakterisierung von Mensch und Tier, seine Fähigkeit, einen volkstümlichen Inhalt in knappem Szenenbild lebendig darzustellen, wirken als Elemente einer anekdotischen Bilderbogenkomik glücklich zusammen." Trotz des halbherzigen satirischen Zugriffs eines H. Heß, der dem Nazarenerstil verhaftet blieb und zum Hauptlieferanten der Sujets für die Zizenhauser Terrakottenproduktion wurde, kommt in den besten Figuren Sohns eine Überlegenheit über den kleinbürgerlichen Lebens- und Erfahrungskreis zum Ausdruck, in dessen Schranken Sohn gleichwohl blieb. Immerhin weist die Sohn' sche Tradition neben Trachtenfigurengruppen und einem umfänglichen Zyklus des Basler Totentanz, neben einer Galerie „kritischer Köpfe" (Voltaire, Rousseau, J.P.Hebel u.a.) auch Helden der Badischen Revolution wie Struve, Hecker und Blum auf – erst nach schikanösen Hausdurchsuchungen stellte man die Produktion solcher Figuren ein. Es gibt daneben auch satirische Darstellungen des Wucherjuden – ein für die

damalige Karikatur erstrangiges Thema, während für Sohns Mönchs-Satire und Spott auf den Klerus besonders Frankreich und Belgien Absatzgebiete waren. Offensichtlich war Sohn auch für derlei Produktion bekannt; eine für England bestimmte Order von 1853 verlangte ausdrücklich, unter der Ware dürfe nichts „Unsittliches und auf die Religion anspielendes" sein.

Mit Anton Sohn war die künstlerische Entwicklung bereits in der zweiten Generation abgeschlossen. Die Erben begnügten sich mit der Reproduktion der vorhandenen Modeln oder konnten ihrem Bestand doch nichts wesentliches mehr hinzufügen. Es blieb ein Bestand von etlichen 600 Prägemodeln, der eine bemerkenswerte Tradition figürlicher Kleinplastik zu begründen vermochte.

Anmerkungen

1) Wilhelm Fraenger: Der Bildermann von Zizenhausen. E. Rentsch Verlag 1922

2) Zit. nach F.G.Brustgi: Ergänzung der Vorrede Sixt Bachmanns. In: Sebastian Sailers Schriften im schwäbischen Dialekte. Gesammelt und mit einer Vorrede versehen von Sixt Bachmann. Faksimileausgabe, herausgegeben von F.G. Brustgi, K. Knödler Reutlingen, 1976, S. XI.

A de Grenz

I
Hen si öppis
zum Vezolle?

Nüt
mir hen nüt
debi

Numme n uns selbr

II
Wa isch eigentlich frei?

Es Packig Zigarette
Es halb Pfund Kaffee
un Lebismittl für zeä Frankche

Un mir?

Manfred Bosch

Nichts Zollbares?

Jeden Abend schob ein einfach gekleideter Mann sein Fahrrad von Konstanz nach Kreuzlingen. Auf dem Rad lag immer ein Sack mit Sand. „Nichts Zollbares?" wollten die Zöllner wissen. Nein, er brächte den Sand seinem Kreuzlinger Freund für dessen Gartenwege. Abend für Abend Sand für Gartenwege? Die Zöllner wurden immer mißtrauischer. Der Freund hatte also unvorstellbar lange Gartenwege. Immer wieder leerte man den Sack aus. Ergebnis: Nur Sand. Täglich: „Was haben Sie in dem Sack?" – „Sand."

Es ging lang, bis es die Zöllner merkten: Tatsächlich war im Sack immer nur Sand, aber jeden Abend war es ein anderes fabrikneues und zollpflichtiges Fahrrad gewesen.

Julius Boltze, Allensbach